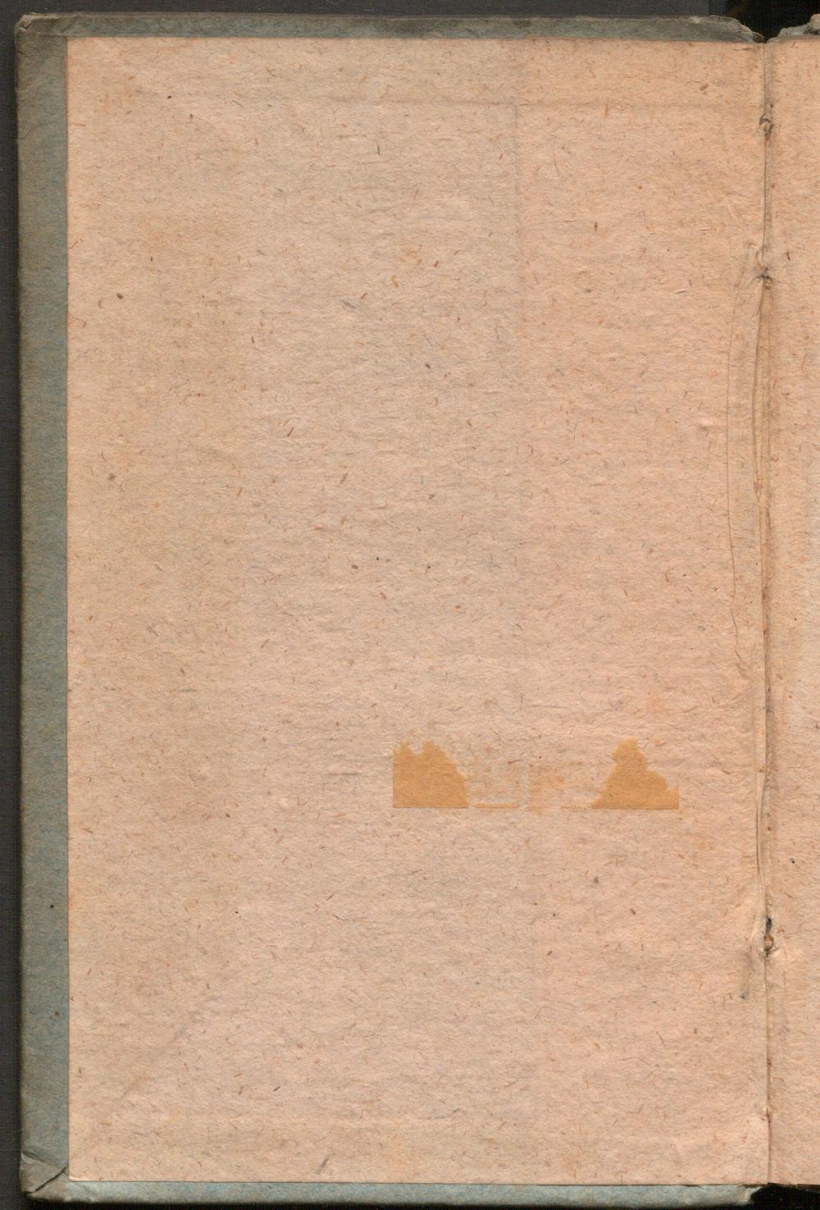


Wiener Stadt-Bibliothek.

4961

A



Prüfung
der
Wahrscheinlichkeiten,
dem unpartheiſchen Beobachter zur
Beherzigung gewidmet.



Contraria contrariis opposita magis elucescunt,

Frankfurt und Leipzig, 1785.

Die Wahrheit gewinnt durch den Widerspruch.

Crusius.

An das Publikum.

Auf der diesjährigen Leipziger Jubilate
Messe erschien, unter andern neuen Schrif-
ten, eine, die den Titel Wahrschein-
lichkeiten führet. Man war Anfangs
zweifelhaft, wem dieselbe eigentlich möch-

te zugebracht seyn, weil es dem unparthei-
 sichen Beobachter, dem Verfasser dersel-
 ben, sich über diese Frage näher zu erklä-
 ren, aus noch unbekanntten Ursachen nicht
 gefällig war. Die darinnen berührte
 Thatsachen aber lassen keinen Zweifel
 mehr übrig, daß das, an neuen Einrich-
 tungen so fruchtbare, Oesterreich gemeint
 seyn müsse, welches um so handgreiflicher
 ist, da man, dem Vernehmen nach, nicht
 nur einigermaßen Bedenken getragen,
 dieselbe öffentlich verkaufen zu lassen, son-
 dern auch, nachdem bereits der öffentliche
 Verkauf bewilligt war, noch darauf an-
 getragen wurde, eine Schrift zu unter-
 drücken, die die Landesverfassung so ganz oh-
 ne Zurückhaltung tadelt, und diesen Tadel
 mit einer beynahe übertriebenen Freymü-
 thigkeit zu rechtfertigen sich bemühet.

Ich will mich darüber nun nicht einlassen, ob es sich für eine aufgeklärte Regierung schicke, den Prozeß gegen einen ungenannten Autor mit der Exekution anzufangen, und sein Werk zu verbieten? indem man sich auf diese Art dem Verdacht bloß stellet, als fühle man sich ~~mit~~ getroffen: vielmehr, dünkte ich, müsse man bedacht seyn, die gemachte Vorwürfe zu prüfen, das Wahre von dem Falschen abzusondern, jenem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, von diesem aber den Ungrund aufzudecken. Alle andere Auswege sind nichts, als Schlupfwinkel; wer aber das Recht hat, sich der Hausthüre zu bedienen, braucht nicht durch das Fenster zu steigen, wie es die Bauernjungen auf dem Schwarzwalde machen, wenn sie mit ihren Dorfnymphen in den so genannten Rommnächten allein zu seyn wünschen.

Der

Der Verfasser giebt sich für einen Nichtösterreicher aus: dieses ist auch völlig gleichgültig, weil es nur auf das ankommt, was gesagt wird, und nicht, wer es gesagt habe. Wir wollen es auch auf sein Wort glauben, daß er wirklich ein Ausländer sey; wenigstens bemerken wir, daß ihm die österreichische Verfassung noch nicht völlig bekannt sey, da er über mehrere Gegenstände bald zu viel, bald zu wenig gesagt hat. Der Verfasser dieser Prüfung ist nun zwar auch in Wahrheit kein Oesterreicher, es ist auch ihm, wie dem unpartheiischen Beobachter völlig gleichgültig, ob die gerügte Fehler verbessert werden oder nicht: da er aber überzeugt ist, daß man nicht völlig unpartheiisch prüfen könne, wenn etwa ein kleiner Patriotismus mit ins Spiel kommt; so meint er dem Vorwurf der Partheilichkeit

lichkeit aus diesem Grunde desto weniger
blos gestellet zu seyn.

Weit entfernt, auf einen jeden einzelnen Satz Jagd zu machen, wird man sich in diesen Blättern begnügen, einige Ideen zu zergliedern, die dem Leser sein Urtheil über jene Schrift erleichtern dürften.

Man sollte glauben, es würde sich ein Oesterreichischer Schriftsteller, etwa ein heldenmäßiger Athlet im gelehrten Fache, gleich in den ersten Tagen, als die Wahrscheinlichkeiten erschienen, zu einem stattlichen Kampfe mit dem unpartheiischen Beobachter anschicken; man vermuthete, daß der Erfolg dieser Hofnung um so eher entsprechen würde, da diese Herren in ihren Musterkarten, ihren Kroniken, politischen

Altischen Tagbüchern für alle Stände, und
 wie die gelehrte und ungelehrte Sächsel-
 chen noch weiter heißen, ohnehin alle Tags-
 begebenheiten mit gierigen Händen aufle-
 sen: allein, bey nahe möchten Troggendor-
 fers Briefe so unrecht nicht haben, wenn
 dieser an den Wienern die wunderfelta-
 me Eigenschaft entdeckt, daß eine Schrift
 desto mehr Beyfall finde, je strenger ihre
 Sittenlehre für sie ist. Indessen ist dem
 Auslande gleichwohl daran gelegen, über
 so wichtige Materien einen Aufschluß zu
 erhalten; und da der Verfasser dieser
 Prüfung mit dem unpartheiischen Beob-
 achter von dem nämlichen glücklichen Ges-
 chicke zu rühmen weiß, in Josephs Staa-
 ten sich aufgehalten zu haben: so hat er
 sich entschlossen, einen Advokatenversuch
 zu machen, welche jezurweilen einer schlech-
 ten Rechtsache eine gute Wendung zu
 geben

geben trachten; zugleich aber auch den österreichischen gelehrten Fabrikanten, die, weil sie nach der Wiener Kronik gemeiniglich unter dem Dache sind, worinnen bey der gegenwärtigen ziemlich grossen Frühlingshitze die Lebensgeister vielleicht schon ein wenig ermüdet seyn möchten, die Mühe zu ersparen, ihre vaterländische Verfassung wider Willen vertheidigen zu müssen.

Sollte jedoch der Vorsatz, für Oesterreichs Verfassung das Wort zu reden, mislingen, welches um so verzeihlicher wäre, je gewisser es ist, daß die Wahrscheinlichkeiten bisweilen, leider, nur allzuwahr sind: so tröstet man sich damit, daß vielleicht doch noch eine einheimische Feder den Ausländern die Köpfe zurechte setzen, und sie über die strittige Gegenstände und deren

deren wahre Beschaffenheit gütigst belehren werde. Sie mögen nun aber dieser zu ihrem unläugbaren Vortheil abzweckenden Herausforderung geneigtes Gehör geben oder nicht: so wird doch das Ausland einstweilen glauben, was ihm wahrscheinlich ist.

An

den unpartheiſchen Beobachter.

Statt

der Einleitung für den Leſer.

Ich habe Ihre Wahrſcheinlichkeiten mit eben ſoviel Aufmerkſamkeit als Vergnügen geſehen. Sie hätten ſich nennen, und dem Publikum Ihren Namen nicht vorenthalten ſollen. Vielleicht waren Sie zu beſcheiden, den Dank anzunehmen, welchen Ihnen der öſterreichiſche Patriot entrichtet haben würde, daß Sie ſich die Mühe nicht geruehen lieſſen, Ihre Unterſuchungen über Deſterreichs gegenwärtige Lage, und ſein möglichen

ches Glück, durch den Druck bekannt zu machen. Ihr Ton ist streng, er ist gejalzen; auch können Sie nicht läugnen, bisweilen eine muthwillige Laune gehabt zu haben, die die ohnehin schon genug gekränzte Gemäther noch mehr verwundet. Sie haben sich unstreitig heftige Sarkasmen erlaubt, die in der Redekunst als verhaßte Floßkeln, als die bitterste Pillen in der Schriftsteller-Apotheke verschrieben sind. Wären Sie nicht in diesen Fehler verfallen; wer weiß, ob Sie nicht mehr Nutzen gestiftet hätten, als zu wünschen, vielleicht auch doch noch mit einigem Rechte zu hoffen ist. Ich will Sie aber darüber nicht zur Rede stellen: ich will es Ihnen nachsehen, daß Sie der Empfindlichkeit Ihrer Leser so gar nicht schonten; ich will annehmen, daß die Aufwallung des Unwillens über die gedruckte Menschheit und das verfehlte Staatsinteresse ihren Ton gestimmt habe: aber doch werden Sie mir nicht läugnen, daß sich überzeugende Belehrung ohne die einschneidendste Geißeliebe des Satyrs gedenken lasse. Man sagt, daß
Ihre

Ihre Schrift denungeachtet fleißig gekauft und häufig gelesen werde: ich bemerke aber an Ihrer Verfahrungsart einen schlauen Heintück, der in dem Kapitel der Autors= kniffe eine besondere Stelle verdienet. Sie geben Ihren Bemerkungen den Namen Wahrscheinlichkeiten; Sie entschuldigen Ihre Benennung damit, daß Sie Ihre Meinungen Niemand aufdringen wollten, weil etwa das Gegentheil derselben doch noch möglich sey. Diese Bescheidenheit gefällt; desto weniger aber das, daß Sie in den ersten Paragraphen den Leser zu glauben veranlassen, Sie würden überall die Mäßigung vorwalten lassen, da Sie dieses doch nicht thun, indem Sie am Schluß weit heißender, als im Anfange sind. Sie ziehen auf diese Art den Leser an sich, und auf einmal überschwemmen Sie ihn mit Anzüglichkeiten, wie kaum die Leopoldstadt im Jahr 1784 von der Donau überschwemmt war.

Nicht wahr, Sie hatten sich vorgenommen, Wahrscheinlichkeiten zu liefern?
Wie

Wie reimt sich aber dieser Voratz mit der Ausführung zusammen? Wie schickt es sich, das, was noch nicht erwiesen ist, und, wovon Sie selbst sagen, daß vielleicht das Gegentheil davon doch noch möglich sey, als erwiesen voranzusetzen, und einer ganzen Nation darüber Vorwürfe zu machen, was sie vielleicht in der Stille auch glaubt, aber nur nicht zur Ausübung kommen kann? Sie rathen, daß man nicht mit Bengeln werfen müsse, wenn man Vögel fangen wolle: aber nur Schade, daß Sie diese Klugheitsregel nicht überall selbst auch beobachtetén. In meinen Augen sind Sie zwar schon einigermaßen entschuldiget: ich verstehe Sie schon; es thut Ihnen Leid, daß man bisweilen noch in der Mittagssonne über Dunkelheit klagt. Denken Sie sich aber in die Stelle eines bidern Oesterreichers, der auf der einen Seite Ihren gewichtigen Gründen gerne beypflichtete, auf der andern Seite aber doch auch nicht die Gránzen der Achtung zu überschreiten sich getraut, die ihm die höchste Stelle vorzeichnete. Vielleicht würden viele, welche die Fesseln, die sie

sie tragen, nach und nach gewohnt worden wären, hätte man sie nur nicht ihres Harnis erinnert, vielleicht, sage ich, würden viele in ihrer dermaligen Lage sich nach und nach wohl befunden, und beruhigt haben. Warum mußten Sie aber die Wunde wieder neuerdings so unjansft aufreißen? Warum mußten Sie den süßen, den einwiegenden Gedanken verscheuchen, daß die Anordnungen, welche Sie tadeln, vielleicht doch gut und nützlich sind? Darüber verdienen Sie eben so bittere Vorwürfe, als bitter die Jh-rige sind. Will man einem Patienten ein Glied abnehmen, so giebt ihm der menschenfreundliche Operateur einen Schlafrunk; und derjenige ist grausam, welcher denselben aus seiner Betäubung zum Gefühl zurückeruft, daß er die Schmerzen der verzweifelten Kur desto nachdrücklicher empfinde. Laß' es ihn fühlen, daß er stirbt, sagte einst ein grausamer Kaiser Roms: Fühl' es, Oesterreicher! dies ist Ihr Ton, daß du unter einem Druck lebest, der dich unglücklich, und deinen Beherrscher nicht groß macht! Kann der Gesetzgeber deswegen sei-

ne

ige Verordnungen mit Ehren wieder zurück-
 nehmen, nachdem Sie es dem Volk ins
 Angesicht sagten, daß dieselben ungereimt
 sind? Wissen Sie's, es ist nach der Philo-
 sophie des Fürstenrechts mehr daran gele-
 gen, daß das Ansehen des Souverains un-
 gekränkt bleibe, als daß das Volk so, oder
 anders regieret werde. Zu geschenehen Sa-
 chen, lehret uns das Sprichwort, muß man
 das beste reden; und weil nun, zum Bey-
 spiel, das österreichische Einfuhrsverbot frem-
 der Waaren einmal da ist; so ist es ganz
 ohne Nutzen, darüber erst noch philosophi-
 ren zu wollen, ob es vortheilhaft, oder schäd-
 lich sey? Ist es wirklich gut; worzu denn
 der Tadel? Ist es aber schädlich: so ist es
 gleichwohl besser, der Unterthan unter und
 dieses nicht, damit er nicht misstrauisch oder
 misvergnügt werde. Was hilft das Klü-
 geln des politischen Kannegiesers, wenn die
 Kanonen den strittigen Gegenstand erditeret
 haben. Lieber wende man sich zu dem, der
 den Stärkern spielt, weil doch der Schwä-
 chere — nie Recht behält.

Ich habe mir vorgenommen, Ihre Wahrscheinlichkeiten der Reihe nach durchzugehen. Es geschieht nun eben nicht gerade in der Absicht, Sie völlig zu widerlegen: aber doch werde ich, soviel an mir ist, bemüht seyn, dem sich im Gedränge befindenden Oesterreicher einen Linderungsbalsam in die Scharten zu streichen, die Sie durch Ihre Schrift zu neuen Wunden gemacht haben.

Ich hätte gewünscht, daß Sie sich bey verschiedenen Gegenständen noch länger aufgehalten, und noch mehrere andere berührt haben möchten. Sie werden es vermuthlich schon aus den öffentlichen Ankündigungen wissen, daß man sich entschlossen hat, alle Kaiserliche Gesetze von dem Regierungsantritt Josephs des Zweiten an, durch den Druck bekannt zu machen. — Hierinnen werden Sie Stoff zum Nachdenken finden; Sie werden sich zu überzeugen Gelegenheit haben, daß die Ehrwürdigkeit der gesetzgebenden Macht alsdann am meisten einbüßt, wenn sich ihre Verordnungen widersprechen,

oder einander selbst aufheben. — Wenn es in gewissem Betracht ein lächerlicher Einfall ist, die Verordnungen eines Monarchen in seinen ersten Regierungsjahren drucken zu lassen; so möchte es doch in der That für eines Montesquieus Geist ziemlich unterhaltend seyn, alle die vielfältigen Grundsätze mit einander zu vergleichen, die in fünf Regierungsjahren ans Licht getreten sind. — Dies vorausgesetzt will ich nun zur Prüfung übergehen.

Prüfung
der
Wahrscheinlichkeiten,

I.

Wird ein Land durch Geld reicher? Dies ist die Frage, welche von dem unpartheiſchen Beobachter mit Nein beantwortet wird. Laßt uns ſehen, in wie fern dieſes Nein gegründet ſey?

W a

Wenn

Wenn wir ein Land annehmen, das alle mögliche natürliche Erzeugnisse selbst in seinem Schooße hat; dessen Einwohner Fleiß und Geschicklichkeit genug besitzen, alles, was ihnen die Natur darbietet, zu verarbeiten; wenn sie sich bestreben, die Veredlung der einheimischen rohen Produkte aller Art so hoch zu treiben, als das Ausland; wenn man im Stande ist, die fremde Waaren ohne ein Verbot entbehren zu können, theils weil die einheimische Waaren den fremden nicht nachstehen, theils weil selbe überhaupt wohlfeiler sind; wenn diese beyde Umstände, Güte und Wohlfeilheit zusammengenommen, den Ausländer veranlassen, in diesem beglückten Lande einzukaufen und ihr Geld hereinzubringen; wenn folglich das fremde Geld hereingehet, und der Verschluß der einheimischen Waaren ins Ausland namhaft ist; wenn man den Reichthum des Landes auf die natürliche Erzeugnisse, auf den eigenen Kunstfleiß, auf die Entbehrlichkeit fremder Artikel, auf die Verbreitung des Handels, auf den Zufluß des fremden Geldes begründet; so kann man sagen

sagen, dasjenige Land ist reich, welches unter solchen Umständen das meiste Geld hat.

Nun wollen wir auch fragen, in wie fern solches Land mit seinem Geld glücklich sey?

Die einheimische Betriebsamkeit verstärkt den Geldumlauf, der Verschluß der einheimischen Waaren ins Ausland verschafft dem zirkulirenden Gelde immer neuen Zuwachs und neue Stärke, die Vollkommenheit der Verarbeitung hindert das Unterbringen fremder Waaren, und hemmet mithin die Geldausflüsse; die Ergiebigkeit des Bodens bürgt den Inwohnern genugsame Nahrungsmittel; Fremde pflanzen sich in einem solchen Lande an; der eigene Verbrauch des Landes wächst, der Geldumlauf, das wechselseitige Verkehr, die fleißige Bebauung des Bodens nimmt mit der wachsenden Bevölkerung zu; und nichts ist gewisser, als daß ein solches Land reich und wohlhabend zu nennen ist. Aber dieser Reichthum ist nur die Folge der National-Oekonomie, der Ertragbarkeit

tragbarkeit des Bodens, und der freien Handlung.

Läßt uns sehen, ob Oesterreich Hoffnung habe, nach diesen Grundsätzen reich zu werden?

Wenn wir Horneks Bemerkungen über die österreichische Staatsökonomie mit Herrmanns Ergänzungen nachschlagen: so sieht man, daß die österreichische Erbländer vorzüglich gesegnet sind. Sie haben zusammen genommen alles, was zur menschlichen Nothdurft und Bequemlichkeit gehdret, im Ueberfluß.

Hieraus folgt auch, daß Oesterreich alle Anlage zum Reichthum habe; daß es reich seyn köune, wenn es nur will.

Nun fragt es sich: Was ist denn wohl die Ursache, daß Oesterreich nicht so reich ist, als es seiner natürlichen Beschaffenheit nach seyn könnte? Und welches sind die Mittel,

Mittel, es reich zu machen? Beedes ist leicht zu beantworten.

Ich habe die Bedingnisse vorausgesetzt, unter welchen ein Land reich seyn könne. Oesterreich hat sich, wie wir ebenfalls gesehen haben, durchgehends nicht über Mangel an irgend etwas zu beklagen: folglich hat es alle Anlage zum Reichthum; folglich muß die Ursache, daß es das nicht ist, was es seyn könnte, in seinen eigenen Eingeweiden verborgen liegen: und diese Ursache ist keine andere, als daß es seine Reichthümer, die die Natur unentgeltlich hergab, gehörig zu benutzen, entweder nicht genug guten Willen, oder nicht genug Geschicklichkeit besitzet.

Hier stoße ich gleich auf den Gegenhalt, daß nur das Verbot der Waaren-Einfuhr die Landeseinwohner nöthigen werde, ihre eigene Erzeugnisse hervorzufuchen; das Geld bleibe auf diese Art im Land, und der Weg, reich zu werden, sey gebahnt; Geschicklichkeit und guter Wille seyen die Folge
dieser

dieser Maasregeln; mithin sey auch nichts natürlicher und nichts zweckmäßiger, als alle fremde Einfuhr ganz abzuschneiden. Dieses Usternmittel hindert den Zweck, den es befördern sollte.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die National-Industrie durch die Konkurrenz der Waaren und der Käufer angefeuert wird. Wenn vielleicht die Beschuldigung gegen die Oesterreicher, daß sie nicht genug Thätigkeit, nicht genug guten Willen haben, ungerecht und übertrieben ist: so wird gewiß der G. und dieses Vorwurfes nicht aufhören, wenn fremde Waaren verboten sind. Diese Unthätigkeit, diese Trägheit wird vielmehr nur noch mehr wachsen. Jeder wird sich mit der Vorstellung schmeicheln, man sey nun an ihn und seine Arbeit gebunden, und weil man bessere Waare auch nicht einmal ums Geld haben könne, so sey er für den unausbleiblichen Verschluß der seinigen hinlänglich gedeckt, sie mögen übrigens auch seyn, wie sie nur wollen. Dieser Gedanke ist bey jedem Gewerbe,

werbe,

werbe, bey jeder Kunst der gefährlichste, der gemeinschädlichste.

Wenn zuvor etwa noch die inländische Waaren ins Ausland verschlossen werden konnten; so höret nun bey dem eingeführten Waarenverbot auch dieser Verschluss vollends auf, theils, weil die Vorzüglichkeit der inländischen Waaren, in Vergleichung mit den fremden, aus der schon berührten Ursache abnimmt, theils, weil man nun mit der eigenen schlechtern Waare auch diejenige Lücken ausfüllen muß, die zuvor die fremden ausfüllten. Gieng auch gleich bey der erlaubten Einfuhr fremder Waaren Geld aus dem Lande, so wurde dieser Schaden zum Theil wieder durch das ersetzt, was von dem Auslande erldßt worden. — Es ist nicht genug, daß kein Geld aus einem Land hinaus gehe: dahin muß man trachten, daß man fremdes Geld hereinziehe. Geschieht dieses; so hat man Hofnung die Kerzthümer zu vermehren. Ein vollgefülltes Weinfäß, wenn man auch gleich davon nicht trinkt, nimmt mit der Zeit ab, wenn es nicht

nicht hie und da wieder aufgefüllt wird: und ein Land, das nicht fremde Geldzuflüsse suchet, kann am baaren Gelde auch nicht reicher werden, wenn es gleich durchaus versichert ist, daß gar nichts von seinem eigenthümlichen Silber und Gold außer Lands gehet.

Eine jede Nation ist bedacht, fremdes Geld an sich zu bringen, weil sie alle wissen, daß man nur durch fremdes Geld allein reicher wird. Alle Nationen, die von dieser Wahrheit überzeugt sind, bedienen sich der Handlung, als eines Mittels, diese ihre Absicht zu erreichen. —

Man sollte glauben, daß weil jede Nation durch die andere reich werden wolle, gar keine reich werden könne, weil das Bestreben der einen das Aufkommen der andern hindern müßte. Da aber gleichwohl beyde reicher werden; so sieht man daraus, daß die Handlung Vortheile verschafft, die man ohne sie unmöglich haben kann. Der Ueberfluß der einen Nation hilft der andern

bern auf, und Handlung, freie, uneingeschränkte Handlung, ist das Mittel, die natürliche Reichthümer der Erde überall im Gleichgewicht zu erhalten. Thoren sind, die die Handlung durch Verbote hindern; sie hindern das Glück ihrer Völker, und stehen der wohlthätigen Absicht der Natur im Wege, die ihre Gaben unter alle Himmelsstriche zu vertheilen gesonnen ist.

Die Handlung ist nichts anders, als eine wechselseitige Vertauschung der Waaren, wobey das Geld gebraucht wird, um das Mehr oder Weniger anzugleichen. Einseitige Handlung läßt sich gar nicht gedenken: wenn demnach eine Nation sich in den Kopf setzt, ihre eigene Waaren auswärtz zwar unterzubringen, aber dem Ausländer nicht auch bey sich die Vortheile zu vergönnen, die sie selbst bey diesem suchet; wenn sie nur beständig sein Geld, nicht aber seine Waare haben will: so muß die Nation, die also verfährt, von der wahren Beschaffenheit und den ächten Vortheilen der Handlung und von der Bestimmung des Gelds

Geldes gar keine Begriffe haben; oder sie muß glauben, andere Nationen wären blos auf der Welt, um von ihr nach Willkühr am Narrenseile herumgeführt zu werden.

Oesterreich, wunderseltames Oesterreich! du mußt in dem einen oder in dem andern Fall dich befinden. Du fängst Kriege an, um, wie du sagst, den Handel zu erweitern; aber du bist grausam genug, deine eigene Unterthanen die Früchte der Handlung nur für unerschwingliche Mautgebühren genießen lassen zu wollen. Du verwechselst das Mittel mit dem Zweck; jenes ist Geld, dieser ist Ueberfluß. Du eröffnest Freihäfen; du scheinst also bedacht zu seyn, die Einwohner deiner Seestädte zu beglücken: aber du versperrest ihnen den Weg zu ihrem Glücke selbst wieder, weil du eben diese Freihäfen und freie Handelsstädte im Verhältniß gegen deine übrige Länder als Ausländer behandelst, und deine Unterthanen anhältst, das, was aus deinen eigenen Seestädten in die übrige gehet, eben so mit Mautabgaben zu erkaufen, als ob diese oder
jene

jene nicht deine Unterthanen wären. — Du glaubst, durch die Geldmenge reich zu werden: du irrst dich aber, indem du des rechten Wegs zu deinen hohen Absichten verfehlst. Du hast dir einen Zweck vorgesetzt, und hast doch vergessen, dich auch über die schicklichste Mittel, zu demselben zu gelangen, zu berathschlagen. — Laß' allen Gold- und Silbervorrath zu Kremnitz und Schemnitz ausprägen: du wirst bey vielem Gelde arm und unmächtig bleiben, wenn du nicht vernünftiger Wege, als den einschlägst, deine Geldhausen zu hüten, daß nichts davon ins Ausland verschleppt werde. — Lehre deine Inwohner ihre eigene Landesprodukte veredeln; zwinge deine Unterthanen nicht, für ihr Geld nicht das zu kaufen, was ihnen anständig ist; entfessele die Handlung von den Bänden, die sie verunstalten und schwächen; muntere dein Volk zur Thätigkeit auf; und du wirst sehen, daß du Ueberfluß an Geld haben kannst, ohne dasselbe mit Gewalt im Lande behalten zu müssen!

Meine Prüfung muß den Behauptungen der Wahrscheinlichkeiten in Absicht auf das Geld und die von Oesterreich beabsichtigte Anhäufung desselben in seinen Staaten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die zweyte Frage die darinnen abgehandelt wird, betrachtet die Folgen des östereichischen Waarenverbots. Dieses hält der unpartheiische Beobachter für ganz ungereimt: die Gründe seiner Meinung stehen zum Theil im zweyten, dritten und vierten, zum Theil auch noch in einigen andern Paragraphen. Laßt uns sehen, ob wir hierinnen auch beypflichten müssen?

Die östereichische Waarenverbote, deren Wirkung mit dem November des abgewichenen Jahrs sich angefangen, haben eine doppelte Absicht: das Geld im Lande

zu behalten, und die eigene natürlichen Reichthümer desto besser zu benutzen.

Ich setze hier die Bemerkung, daß der Reichthum an baarem Gelde eine Folge des Nationalfleißes und der freien, nicht aber der eingeschränkten Handlung sey, als einen erwiesenen, wenigstens leicht erweislichen Hauptsatz voraus. Holland und England sind redende Beweise von der Richtigkeit dieses Hauptsatzes: Spanien hingegen lehret uns, daß man bey dem Ueberflusse an Gold und Silber ohne blühende Handlung, und ohne National-Betriebsamkeit, desto ärmer werde, je mehr man sich auf sein Geld verläßt, je weniger man bedacht ist, sich die Bedürfnisse selbst zu verfertigen, die der ärmere Ausländer zum Verkauf gleichsam vor die Thüre bringt.

Wenn ich diesennach als bekannt annehme, daß Reichthum an Gelde eine unausbleibliche Folge der blühenden Handlung und der Gewerbsamkeit sey: so bleibe ich nur allein bey der Frage stehen, ob sich eine

eine blühende Handlung, ob sich Kunstfleiß einer Nation neben strengen Waarenverboten gedenken lasse?

Ich glaube, man kann diese Frage, überhaupt betrachtet, weder völlig bejahen, noch gänzlich verneinen. Man muß zuerst einen nothwendigen Unterschied festsetzen.

Entweder ist vor einem Staate die Rede dessen Einwohner sich auf die Handlung verlegen, den sie mit ausländischen Artikeln so gut als mit einheimischen, im Lande selbst und außer demselben treiben: oder man spricht von einem Lande, das, von der Natur gezwungen, nur allein mit seinen eigenen Erzeugnissen ein kleines, größtentheils einheimisches Gewerbe treiben kann.

Ein Land, dessen Hauptabsicht die Handlung ist, kann unmöglich so unklug seyn, seinen Kaufleuten zu befehlen, welche Waaren sie einkaufen, und andere verbieten, welche sie nicht einkaufen sollen. Der Kaufmann hat entweder Spekulationsgeist,
oder

oder er hat keinen. In jenem Fall ist sein kluges Hirn, sein gesunder Verstand, seine Erfahrung, sein Kapital, seine geprüfte Besorgsamkeit der Handlung weit vortheilhafter, als die Vorschriften der Regierung; besonders wenn die wahren Handlungsgrundsätze einer solchen Regierung böhmische Dörfer sind: im zweiten Fall aber wird er durch Vorschriften nicht zum klugen Kaufmann umgemodelt werden, es wäre denn, daß ihn die sorgfältige Regierung einen helldenkenden Kopf aufsetzen könnte. Dieses ist aber unmöglich; folglich sind Zwangsgesetze zu Begünstigung der Handlung in einem handelnden Staate — Wahnsinn.

Hingegen ein Land, das die Handlung nicht zu seinem Hauptgeschäfte machen kann, entweder, weil es nicht gut gelegen ist, oder weil es für sich selbst nichts hat, womit es Handel treiben könnte: bey diesem Lande, sage ich, lassen sich schon eher Verordnungen gedenken, die den öffentlichen Wohlstand zum Zweck haben.

Oesterreich soll die Wahl haben, ob es sich in diese, oder in die erste Klasse setzen will. Wenigstens sind die Flüsse, welche es durchströmen, die Seehäfen, die es besitzt, und sein eigener Reichthum die sprechendste Proben seiner guten Anlage zum Handel.

Glaubt Oesterreich, daß es zu einem handelnden Staate gemacht sey: so muß man eingestehen, daß es in einem handelnden Staate eine Thorheit ist, gewisse Waaren zu verbieten, woran der Kaufmann seinen Gewinnst findet. Ein Verbot von dieser Art hindert den möglich größern Gewinnst seiner Kaufleute. Antwortet man mir aber, daß in Oesterreich die fremden Waaren nicht deswegen verboten seyen, um den Handel damit einzuschränken; sondern nur um seine eigene Waaren an den Mann zu bringen: so giebt diese Antwort zu verstehen, daß es sich selbst nicht nur zu den handelnden Staaten nicht zähle, sondern eben dieses Benehmen ist auch noch in andern Hinsichten un- zweckmäßig, wie es sich alsogleich ergeben wird.

Nicht

Nicht wahr, Oesterreich will seine eigene Fabriken desto höher emporheben, je mehr es dem Handel mit fremden Artikeln Wunden beybringt. — Ehrichtes Oesterreich! Auf diese Art vermindert sich die Nahrung deiner Kaufleute, die sich bey dem ihnen freigelassenen Handel mit ausländischen Waaren nicht von dem Marke ihrer Mitunterthanen allein nährten; sie zogen auch Gewinne von Ausländern, an die sie ihre eingenommene fremde Waaren wieder verschlossen. Bey dieser Verfassung hatten deine Unterthanen den Vortheil, für ihr Geld nach Belieben die besten Waaren einzukaufen; deine Fabrikanten, deine Künstler, deine übrige Professionisten würden endlich die Nothwendigkeit eingesehen haben, daß nur sie den Handel mit auswärtigen Waaren vermindern können, wenn sie ihre eigene Arbeiten eben so wohlfeil, als jene, und eben so vorzüglich liefern würden. — Dieses wachsende Bestreben hätte nach und nach Verschluß deiner eigenen Erzeugnisse ins Ausland verursacht: aber, merke es wohl, verkehrtes Oesterreich! du wirst es selbst

noch büßen müssen, deine Fabriken zu Monopolisten gemacht, und deine Unterthanen bey ihrem Einkauf an Monopolisten gefesselt zu haben. Wird nicht der Fabrikant auf diese ihm ertheilte Freiheit stolz seyn? Wird er sich bestreben, den Käufer durch Güte und niedere Preise seiner Waaren herbeyzulocken, da er weiß, daß dieser durch deine Gesetze gendthigt ist, sich an ihn zu halten? Werden sich deine Künstler bestreben, es in ihrer Kunst recht hoch zu treiben, da sie sich nicht um die Fortschritte der Kunst in andern Ländern zu bekümmern haben; da der Käufer unter Stümpereyen und soliden Arbeiten keine Wahl hat, und das Schlechtere nehmen muß, weil er das Bessere nicht haben kann?

Wenn es dir, Oesterreich! darum zu thun ist, deine Kaufleute und deine Fabrikanten in glänzende Umstände zu versetzen, ohne jene diesen aufzuopfern; so schränke jene nicht ein, und diese begünstige nicht auf Unkosten des ganzen Staats. Verwende einen Theil deiner Ausgaben darauf diejenige Fabriken

Fabriken zu unterstützen, welche deinem Lande heilsam sind, und neue Nahrungswege für deine Unterthanen eröffnen, ohne andere zu verstopfen. Du glaubst alles gethan zu haben, wenn du ihnen Privilegien giebst. Aber, warum willst du nicht einsehen, daß ein jedes ausschliessendes Privilegium eine politische Sünde ist? Wie ist es möglich, daß Privilegien dem Staate nützlich sind, da sie Einen in den Genuß gewisser Rechte einsetzen, und einen andern, sollte er auch gleich grössere Verdienste besitzen, ausschließt. Nicht landesherrliche Privilegien, die man mit Geld erkaufen, oder durch Gunst erschleichen kann, sind es, welche das Merkmal der Verdienste sind. Derjenige hat das sicherste und verdiensteste Privilegium, dessen Kunstprodukte den Beyfall des innländischen und auswärtigen Publikums haben. Fürstliche Privilegien verführen zum Stolz, und private Rechte erzeugen Gleichgültigkeit gegen die Gewerbe, die durch den Sporn der öffentlichen und allgemeinen Zufriedenheit angefeuert werden sollten. —

Laß dir rathen, nach Reichthum streben
 des Oesterreich! Wofern deine eigene Leu-
 te nichts taugen, die Gewerbe in deinen weit-
 läufigen Staaten emporzubringen, und die
 Einfuhr fremder Waaren ohne Geseze ent-
 behrlich zu machen; so schäme dich nicht,
 die Grundsätze einer Musterregentin, einer
 grossen Katharine der Zweiten, oder, wofern
 du lieber männliche Muster haben willst, ei-
 nes staatsklugen Friederichs des Zweiten
 nachzuahmen. Laß dich keine Summen ge-
 reuen, fremde Künstler aus allen Fächern in
 deine Staaten zu ziehen; glaube aber nicht,
 daß du alles gethan habest, wenn du ihnen
 nur papierne Unterstützung, nur deine schim-
 mernde Privilegien anbeutst. Sey weniger
 auf Eroberungen, aber desto mehr darauf
 bedacht, die Ausbente deiner reichhaltigen
 Bergwerke zu einer Hilfsquelle für diejeni-
 gen zu machen, welche die Gewerbe in dei-
 nen Ländern ausgebreiteter machen können. —
 Räume alle Hindernisse aus dem Weg, wel-
 che allenkfalls jene noch abhalten, daß sie sich
 nicht unter deinen Scepter drängen. Sey
 nicht sparsam in Ausübung deiner Toleranz,
 die

die in der Anlage, noch mehr aber in der Ausübung, so viele Lücken hat. Stelle keine Gesetze auf, die den Künstler von deinem Lande zurückhalten, weil er zu fürchten hat, deine Thore seyen wohl den Hereingehenden, nicht aber denen offen, welche wieder aus deinen Staaten zurückwollen. Fesle die Wissenschaft des Fremden mit Wohlthaten und thätiger Unterstützung, aber nicht mit Gesetzen, welche die Rechte der natürlichen Freiheit des Menschen zerschmettern, und zu Grunde richten. Thue dies, und thue alles, was der Klugheit angemessen ist; ich wette, du wirst mehr Ehre und bleibenden Nutzen einärndten, als deine zweckwidrige Waarenverbote niemals hervorbringen können.

Der Verfasser der Wahrscheinlichkeiten hat die Folgen des österreichischen Waarenverbots ziemlich weit verfolgt. Das Resultat seiner Behauptung wird die schicklichste Beleuchtung erhalten, wenn ich hier ein Circulare zergliedere, welches ganz neuerlich in Wien zum Vorschein gekommen. Ich rücke es hier wörtlich ein:

„ Den

„Den hiesigen Buchdruckern wird in
 „Solge höchsten Hofdekrets vom 14ten die-
 „ses Monats kund gemacht: daß Seine
 „Majestät zur Beförderung der hebräischen
 „innländischen Buchdruckereyen allergnädigst
 „zu entschliessen geruhet haben, jenen, die
 „kostbare hebräische Werke verlegen, den
 „Verschluß dieser Werke durch Privilegien
 „auf zehen und mehrere Jahre sicher zu
 „stellen, auch, sobald von einem Bu-
 „che ein hinlänglicher Vorrath zur Bede-
 „ckung des innländischen Bedarfes vorhan-
 „den ist, die Einfuhr aus dem Auslande
 „alsogleich zu untersagen, und zur Vor-
 „beugung aller Kontrebande sowohl den vor-
 „handenen innländischen Vorrath, als auch
 „die neu zu druckenden hebräischen und jü-
 „dischen Bücher mit dem ordentlichen Mant-
 „stempel bezeichnen zu lassen, und gesagte
 „Vorthteile auch den christlichen Buchdru-
 „ckern, die den Druck hebräischer oder jüdi-
 „scher Bücher unternehmen wollten, zuzu-
 „sichern.“

Ex Conf. Reg. Inf. Austr.
 Wien, den 26. April, 1785.
 Dieses

Dieses Dekret ist der neueste Beleg zu dem österreichischen Grundsatz, daß der einheimische Kunstfleiß befördert werde, wenn fremde Waaren verboten sind. Aber dieser Grundsatz ist ungereimt, wenn ihn auch gleich alle europäische Majestäten durch die Anwendung billigten. Die Sache ist einer kleinen Aufmerksamkeit nicht unwürdig.

Was befördert den Verschluß der auswärtigen Waaren? Sobald diese Frage richtig beantwortet seyn wird; so ist auch die zweite Frage entschieden, wie man der fremde Waaren-Einfuhr ohne allen gesetzlichen Zwang vorbeugen könne? Laßt uns also jene zuerst auseinander setzen.

Die Konkurrenz der Waaren und der Käufer bestimmt die Preise aller Waaren. Wenn gute und schlechte Waare zu Markte gebracht werden; so müßte der Käufer sehr wenig gesundes Hirn in seinem oberen Stockwerk besitzen, wenn er nicht die bessere vorzöge, sie mag hernach einheimische oder auswärtige Waare seyn. In diesem Fall ist es
unfin-

ursünlicher Zwang, den inländischen Käufer, der für sein Geld zwischen gut und besser wählen möchte, anzuhalten, das Schlechtere dem Bessern vorzuziehen, weil jenes das einzige Verdienst hat, daß es — einheimisch ist.

Soll man denn aber das Geld aus dem Lande gehen lassen? — Warum denn nicht! Will der einheimische Arbeiter seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit nicht anstrengen, um den fremden Waaren in der Konkurrenz den Vorzug streitig zu machen; so wird er es noch weit weniger thun, wenn die Regierung seinen Eigensinn oder seiner Unfähigkeit durch Einfuhrverbote zu Hilfe kommt. Ein solches Verbot macht bey mir den nämlichen Eindruck, als ob der Regent sich also vernehmen liesse:

„Ich habe zu meinen grossen Misfallen wahrgenommen, daß die inländische Arbeiter ihre Waaren neben den ausländischen deswegen nicht anbringen, weil diese um so viel besser und wohlfeiler, als jene schlechter und theurer sind. Wenn freilich meine Untertanen

terthanen sich Mühe geben wollten, ihre Kunsterzeugnisse eben so wohlfeil, als das Ausland zu liefern, so würde meine landesherrliche Dazwischenkunft überflüssig seyn, weil ich mich zu glauben für berechtigt halte, daß die innere Güte und der erträgliche Preis einer Waare die Käufer herbeylockt. — Weil nun aber die ausländischen Arbeiter mehr Geschicklichkeit in ihrem Fache besitzen, als die meinigen, weil sie ämsiger und thätiger sind, als es sich mit der Gemächlichkeit meiner Unterthanen nicht verträgt, weil jene wohlfeiler leben können, als man in meinen Gränzen nicht will, weil jene genügsamer sind, und geringern Gewinnst nehmen, als man disseits zu nehmen nicht geneigt ist; so kaufen meine Unterthanen den Fremden ab, und mein Geld geht aus dem Lande. — Da aber dieses für meine Staaten ein fühlbares Unglück ist: so habe ich für nöthig befunden zu befehlen, daß alle meine Unterthanen verbunden seyn sollen, von nun an nicht mehr die Wahl zu haben, ob sie eine auswärtige wohlfeilere und bessere Waare der einheimischen theuren und schlechten vorzuziehen belieben:

lieben: Vielmehr finde ich alle fremde Waarenzufuhr hiemit zu untersagen, für nöthig, damit meine eigene Gewerbsleute ihre Lage ohne alle Anstrengung auf Unkosten ihrer geprellten Mitbürger möchten dahin bringen, und in ihrer trügen Gemächlichkeit fort leben können.“

Diese Darstellung der Sache scheint mir so viel zu beweisen, daß ein Verbot der fremden Waaren die inländische Arbeiter bestimmen wird, weder ihre Produkte mehr zu vervollkommen, noch wohlfeilere Preise davon zu machen. Diese werden sie noch höher spannen, und jenes verabsäumen, weil der Käufer — keine Wahl mehr hat, sondern schlechterdings an sie gebunden ist.

Somit wäre die erste Frage berichtigt; woraus in Absicht auf die zweite dies abzunehmen ist, daß nicht die Regierung, sondern die eigene Anstrengung der Gewerbsleute die fremden Waaren an ihrem Unterbringen hindern können, wenn sie diese an Vorzüglichkeit zu überreffen, und um geringere

gere Preise zu verkaufen trachten. — Will ja die Regierung auch ihre Hand mit im Spiel haben, so muß sie nur sorgen, daß die auswärtige Waaren nie völlig von ihren Gränzen bleiben, damit die einheimische Arbeiter diesen Umstand nicht etwa auf Rechnung des Publikums misbrauchen.

Soviel möchte im Allgemeinen genug seyn. Ich wende mich insbesondere zur Erörterung der Frage: Ob sich Oesterreich Rechnung machen könne, gute hebräische Werke zu erhalten, wenn es auswärtige dergleichen Bücher verbietet, die man im Lande selbst verlegt?

Ich will mich bey der vorläufigen Untersuchung nicht verweilen, ob Oesterreich auch solche Gelehrte besitze, die in den orientalischen Sprachen schon so weit gekommen sind, als man auf andern deutschen Universitäten Männer aufzuweisen hat? Man sage mir nicht etwa, daß sich gute hebräische Druckerpressen ohne hebräische Gelehrte gedanken ließen. Wer die hebräische Sprache

so kennt, wie ich sie kennen gelernt habe, der wird mir auch nicht läugnen, daß sich ohne die Anordnung eines Mannes, der die hebräische Sprache, ihre Verwandtschaft mit andern orientalischen, die Lehre von den Vokalen, den Akzenten in Poesie und Prose, und eine gute Kritik in seiner Gewalt hat, keine vollkommne hebräische Druckerey gedenken lasse. Ich kann es aber um so leichter einräumen, daß Oesterreich dergleichen Sprachkundige wirklich besitze, weil dieser Umstand, er sey nun wahr oder falsch, auf den Satz, den ich zu entwickeln im Begriff bin, lediglich keinen Einfluß hat.

Alles vereinigt sich in diesem Punkte: die Vorzüglichkeit der Waare und die Unnehmlichkeit der Preise verdrängen andere Waaren, die nicht so vorzüglich, und nicht so wohlfeil sind. Ich will sogleich die Anwendung auf hebräische Schriften machen.

Bisher haben die österreichischen Pressen das noch nicht geliefert, was Deutschland, Frankreich, Engelland, Holland geliefert

fert

fert hat. Die nun vorgeschlagenen Versuche in der hebräischen Typographie werden, wofern der Himmel Segen darzu giebt, in Oesterreich künftig entweder besser gelingen, oder nicht. Sobald es an dem seyn wird, daß die österreichische gedruckte Werke im Hebräischen besser sind, als die ausländischen: sobald wird das Verbot der ausländischen Bücher auch völlig unnütze seyn; die schlechtere Waare wird im Lande keinen Verschluß mehr finden, folglich, ohne Privilegien, ohne Mautstempel, ohne Verbot ausbleiben — müssen. — So lange aber die österreichische hebräische Werke diese Vorzüglichkeit nicht erlangt haben; so lange ist ein Verbot der fremden Bücher in diesem Fach nicht nur ein unschicklicher, ungereimter, abgeschmackter, zweckwidriger Zwang für diejenigen, welche für ihre Bibliotheken nur gerne das Vorzüglichste sich anschaffen; sondern eben dieser Zwang ist es auch, welcher machen wird, daß sich die einheimischen Buchdrucker zu bestreben aufhören werden, ihren typographischen Arbeiten denjenigen Glanz zu geben, den sie ihnen gaben und geben

geben mußten, als noch ihre Werke mit den fremden in den Augen des Käufers wetteifern sollten. — Sobald aber der Wetteifer aufhöret; so bald die Konkurrenz fremder und einheimischer hebräischer Bücher nicht mehr statt findet, so werden auch typographische Schönheit und Wohlfeilheit — wegfällen.

Meines Erachtens ist dieses Beyspiel so überzeugend, und so einleuchtend, daß man die daraus abgezogene Folgerung unmdglich läugnen kann, es wäre denn, daß Jemand am heitern Mittag den Sonnenschein läugnen wollte.

So unwidersprechlich aber die Folge in Rücksicht hebräischer Schriften ist: eben so unumstößlich ist sie auch bey allen andern Beyspielen.

Wenn nun aber der Kaiser gleichwohl die hebräische Typographie begünstigen und unterstützen will: sollte dies denn nicht ein löbliches Unternehmen seyn? — Ja wohl
ist

ist die Absicht löblich: aber warum mußte er zu einer so löblichen Absicht ein so ungereimtes Mittel wählen, dergleichen ein versprochenes Verbot fremder Bücher ist?

Wie hätte aber der Kaiser in der Auswahl seiner Mittel zweckmäßiger zu Werke gehen können? — Nichts ist leichter, als die Antwort auf diese Frage. Hätte er einen Preis von tausend Kremnitzer Dukaten demjenigen zur Belohnung versprochen, welcher das vorzüglichste hebräische Werk liefern würde: ich wette tausend gegen zehen, seine Absicht wäre eher erreicht worden, als sie es auf diese Art schwerlich werden wird. —

Wenn ein Monarch ein Privilegium für irgend ein Verdienst verspricht, so ist es eben so viel, als ob er mit fremdem Gelde Bezahlung leistete: denn weil ein jeder Buchdrucker das Recht hat, hebräische Schriften zu drucken, so wird durch ein Privilegium, das ein Regent einem Einzelnen giebt, den übrigen die Unbilligkeit aufgebürdet, so lange in ihrer Kunst keine Versuche machen zu dürfen,

dürfen, als die Privilegien dauern. Diese papieme Belohnung ziehet die Vernachlässigung der Kunst um so unausbleiblicher nach sich, als die Privilegien nicht nur den Wett-eifer mit fremden Werken hindern, sondern sogar auch die einheimische Unternehmer zwingen, ihre Versuche, welche schon zum Voraus erstickt sind, unterbleiben zu lassen. Und auf diese Art wird durch die den Buch-druckern angetragene Privilegien den hebräi-schen Schriften schon wieder zu Grabe ge-läutet, ehe sie noch einmal auf der Welt sind.

Wenn der Monarch Preise ausgesetzt hätte, den ersten zu tausend, die übrigen zu siebenhundert, fünfhundert, dreihundert und hundert Dukaten: so wäre dies Anerbieten eine Aufmunterung für mehrere zugleich gewesen: weil aber nicht mehrere zugleich ausschliessende Vorzugsbriefe erhalten können; so werden die Versuche vergebens für denjenigen seyn, welcher nicht so glücklich ist, gleich zum erstenmal die meisterhafteste Probe zu liefern. — Wer wird nun aber einen so zweideutigen Versuch auf das Ungewisse machen

machen wollen? Ich will für Wien nur fünfzehn Buchdruckereyen rechnen. Zehen von denselben sollen meinerwegen dieser schimmernden landesherrlichen Privilegien sich theilhaftig zu machen trachten: unter diesen zehu Proben kann nur eine einzige gekrönt werden. Mit hin verhält sich bey jedem Unternehmer die Wahrscheinlichkeit, den Zweck zu erreichen, zu der Unwahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs wie eins zu zehen. — Ich will ferner annehmen, daß jeder Buchdrucker, der einen glücklichen Versuch machen will, einen Aufwand von viertausend Gulden zu bestreiten habe: zehen Unternehmer müssen also ein Kapital von vierzigtausend Gulden aufs Spiel setzen, daß der Landesherr in den Stand gesetzt werde, auf Unkosten neun seiner Unterthanen den zehnten zu erheben, damit dieser desto gewisser gesichert seyn möge, Kraft seines wohl erworbenen Privilegiums die kaiserl. königl. Erblande mit schlechten hebräischen Schriften unter dem Schutz des landesherrlichen Ansehens überschwemmen zu dürfen.

Vielleicht wendet man mir ein, daß es nicht nöthig sey, einen Monarchen mehr als dritthalb tausend Dukaten aufwenden zu lassen, um seinen Ländern den Vortheil zu verschaffen, schöne hebräische Schriften zu besitzen, der Aufwand sey dem zu erwartenden Vortheile nicht angemessen: denn da es Pflicht der Unterthanen sey, ihre Nahrungszweige selbst zu vermehren, so könne der Regierung nicht angemuthet werden, dieselbe mit grossen Kosten darzu anzustrengen.

Ich antworte so: Wenn es der Mühe sich verlohnt, die Unterthanen zu kostbaren Versuchen aufzufodern, um einen namhaften Theil ihres Vermögens aufs ungewisse Spiel zu setzen, ob gleich in dem gemeinschaftlichen Wettstreit nur ein Einziger das versprochene Privilegium davon tragen kann, mithin diejenigen, welche nicht ans Ziel gelangen, ihre Aufwandssummen für verloren schätzen müssen: so dünkt michs schlechterdings unverzeihlich zu seyn, einem Privatmann zum Besten des Allgemeinen jene Aufopferung anzumuthen. Der Staat muß zum Wohl
des

des Ganzen sich thätig bezeugen; der Bürger kann nur sein Scherflein beitragen. Dritthalbtausend Dukaten schaden der landesherrlichen Schatzkammer weniger, als viertausend Gulden dem Bürger, sollte er auch der wohlhabendste seyn. Und wenn nur erst die Absicht auf die letztere Art erreicht würde; aber, der Verspruch, demjenigen ein ausschliessendes Privilegium zu geben, welcher sich am rühmlichsten hervorthun würde, sichert Oesterreich so wenig für schöne hebräische Werke, als gewiß es ist, daß das Land das elendeste Papier bekäme, wenn Thomas von Trattnern, zum Beispiel, auf seine Papiermühle deswegen ein Privilegium erhielte, weil sie vielleicht eine der vorzüglichsten Papiermühlen im Lande ist. —

Ein Privilegium ist das Gegengift der Waarenkonkurrenz; da wo keine Waarenkonkurrenz statt findet, ist der Käufer ein Sklave des Verkäufers; und mithin leidet die Kunst sowohl, als derjenige, welcher nach ihrer Vervollkommnung strebet.

Wenn demnach ein solches oberherrliches Privilegium nicht schon um deswillen unbillig wäre, weil es den Unterthanen zwingt, um sein Geld eine Waare kaufen zu müssen, die ihn nicht befriedigt; so wäre es doch aus der Ursache ungereimt, weil es ebendieselbe Kunst verdrängt, die es auf eine größere Stufe der Vollkommenheit emporheben wollte. — Breitkopf in Leipzig hatte kein landesherrliches Ausschluß-Privilegium auf seine berühmte Buchdruckerey; und ich bin es versichert, Leipzig würde diese merkwürdige Kunstbuchdruckerey nicht besitzen, wenn es sich ein Churfürst von Sachsen hätte beysäßen lassen, eine Privilegien-Lockspeise auszuheben.

So viel mag zur Zergliederung eines ganz neuen Beyspiels der österreichischen Veruche, die inländische Gewerbe zu verbessern, genug seyn. Man schliesse von diesem auf die andern; man schliesse auf die Zukunft! Wer nach dieser Beleuchtung noch zweifelt, daß die Einfuhrverbote fremder Waaren schädlich sind, und daß nichts weniger,

niger, als Privilegien angeboten werden müssen, um die Künstler aufzumuntern, der verdient nicht, daß man sich mit seiner Zurechtweisung noch weiters abgebe.

Auch hierinnen kann sich also diese Prüfung von den Wahrscheinlichkeiten nicht entfernen.

3.

Was in den übrigen Paragraphen des ersten Abschnittes der Wahrscheinlichkeiten vorkommt, könnte hier leicht überschlagen werden, weil die daselbst aufgestellte Sätze schon
an

an und vor sich selbst deutlich sind; gleichwohl aber will ich nur noch einige Bemerkungen beysügen.

Der unpartheiische Beobachter hat darinnen einen Fehler begangen, daß er bey Gelegenheit des österreichischen Auswanderungsverbotes nicht umständlicher gewesen, allein, er scheint überhaupt nicht die Absicht gehabt zu haben, von dem Abziehen der österreichischen Landesunterthanen reden zu wollen: vielmehr, dünkt michs, habe er sich lediglich auf das Wandern, oder auf das Reisen in die Fremde eingeschränkt, welches aber jederzeit die Absicht ins Vaterland wieder zurückzuführen, voraussetzt. —

In Nürnberg sind bekanntlich die Handwerker zum Theil gesperrt: die Meister der gesperrten Professionen dürfen nur Bürgersöhne in die Lehr nehmen, und diese Lehrlinge müssen hernach mit einem Eide versichern, nie ohne Erlaubniß des Raths aus der Stadt zu ziehen, damit die in Nürnberg erfundene Künste nicht auch auswärts möchten

ten

ten bekannt werden. Man hat aber die Bemerkung gemacht, daß einige Professionen noch jetzt gesperrt sind, die auswärts zu einer weit höhern Vollkommenheit sind gebracht worden: Nürnberg kann aber an dieser größern Vollkommenheit keinen Antheil nehmen, weil die dahin gehörigen Professionisten nicht in die Fremde reisen dürfen. Dies beweist so viel, daß ein Staat die Ausbreitung der Künste hinderlich sey, der seinen jungen Leuten nicht erlaubt, in die Fremde zu reisen.

Wer ist mehr auf Reisen, als junge Engländer? Sind aber die Manufakturen und Künste in Engelland nicht vollkommner, als in Oesterreich, das seine junge Leute einsperrt? — O, wird man mir entgegensetzen, das Verbot der Wanderung in die Fremde geschieht nur dem Militair zu Lieb, nicht aber den Künsten zum Troß. Meinethwegen! So lange aber Oesterreich nur als militairischer Staat Aufsehen machen will; so lange wird es sich an seinem eigenen Glücke hindern. Oesterreich kann bey einem allgemeinen

nen

nen Kriege durchaus kein grosses Aufsehen machen, weil seine Länder zu sehr von einander entfernt liegen, und die Armee folglich zu sehr getheilt werden muß. Aus dieser Ursache sollte Oesterreich nach nichts so sehr, als nach Frieden, streben, um das Glück seiner Länder von Innen desto dauerhafter befestigen zu können. Wenn man also die österreicheische junge Mannschaft nur ins Land einsperrt, damit man sie um desto gewisser unter die Musquete nehmen könne, so heißt dies das gewissere Glück des ganzen Staats dem unnützen Bestreben nach Eroberungen vorziehen. Würden aber wohl die österreicheische Unterthanen glücklicher seyn, wenn die Staaten dieses Hauses noch weitläufiger wären, als sie es gegenwärtig sind? Gewiß nicht! Denn Macht des Monarchen und Glück der Völker sind ganz verschiedene Dinge. Warum soll demnach das letztere jener aufgeopfert werden?

In Oesterreich ist es aber nicht nur der jungen Mannschaft nicht erlaubt, mit der Absicht wieder nach Hause zu kommen, in die Fremde

Fremde zu reisen: das Auswandern oder völlige Hinwezziehen ist den Unterthanen ebenfalls untersagt. Ich brauche mich aber hiebey nicht aufzuhalten, da ich mich auf die bekannte französische Schrift: Un Defenseur du Peuple a l'Empereur Joseph II. berufen kann, worinnen alles gesagt ist, was hierüber Zweckmäßiges gesagt werden kann. Fürst, dies ist die Sprache der Vernunft und Billigkeit, mache deine Unterthanen glücklich; sie werden deinen Scepter segnen und gerne in deinen Ländern bleiben: machst du sie aber nicht glücklich; so begehst du einen gedoppelten Fehler, den, daß du deine Regentenspflicht nicht erfüllst; und den, daß du deine unglückliche Unterthanen unter ein Joch zwingst, worunter sie dem allgemeinen Streben der Menschheit nach Vervollkommnung, die sie anderwärts zu finden glauben, keine beruhigende Genüge leisten können.

Daß der schwere Münzfuß ein Land an seinem Waarenverschluß hindere, ist ein unlängbarer Satz; und daß die Arbeiter in einem Lande, wo der leichte Geldfuß eingeführt

führt ist, verhältnißmäßig zu jenem wohlfeiler leben könne, ist eben so gewiß. Weil es aber neben der Güte der Waaren auch noch auf derselben wohlfeile Preise ankommt; so ist allerdings nicht zu läugnen, daß dieser Unterschied auf derselben Verschluß Einfluß habe. In den Wahrscheinlichkeiten ist dieser Umstand nur als ein Nebenhinderniß betrachtet: hier wäre nun zu untersuchen, ob Oesterreich klüger handelte, wenn es seinen Geldfuß herabsetzte? — Ich kann aber die Antwort, die sich von selbst ergibt, dem Leser desto eher überlassen, da er ohnehin schon weiß, daß alles, was die Gewerbe hindert, aus dem Wege geräumt werden müsse.

Im fünfzehnten Paragraphen der Wahrscheinlichkeiten schlägt der Verfasser eine Verminderung der Mautabgaben vor: weil er glaubt, daß Oesterreich mehr Mautgefälle erheben würde, wenn sie nicht überspannt wären. Die dorthin gehörige Frage läßt sich mit einem Dilemma beantworten: Das Verbot der fremden Waareneinfuhr ist für Oesterreich entweder heilsam, oder schädlich.
Wenn

Wenn das Verbot heilsam ist, so sind grosse Mautabgaben zu entschuldigen, weil man jenes durch die Steigerung dieser immer heilsamer machen möchte: ist es aber schädlich, so sind auch die erhöhete Mautprozent ungereimt. —

Ich glaube schon zur Genüge dargethan zu haben, was von dem Waarenverbote zu halten sey: diese habe ich für schädlich erklärt, folglich müssen es die Mittel nicht weniger seyn, die man darzu wählte, um fremde Waaren von der Gränze abzuhalten. — Gleichwohl könnten fünf Mautprocente nach dem Vorschlag der Wahrscheinlichkeiten aus dem Grunde von den eingehenden fremden Waaren behoben werden, damit die Zollbetrügeren desto seltener werden möchten, da nicht zu vermuthen ist, daß Jemand einem so unbedeutenden Gewinnsie zulieb eine Strafe wagen werde.

Wenn der Handel irgendwo durchaus blühend gemacht werden soll, so müssen die Mautauflagen nicht um deswillen drückend seyn,

seyn, daß fremde Waaren desto gewisser ausbleiben. Schon sind die Gesetze namhaft gemacht, wodurch dieselbe verdrungen werden können: es sind nicht Gesetze, welche die Regierung giebt, sondern industriöse Grundsätze, die von der Werkstellung jener abhängen, denen zuerst daran gelegen ist daß fremde Waaren ausbleiben. Diese Grundsätze sind Vorzüglichkeit und Wohlfeilheit der inländischen Waaren. Soll der einheimische Künstler vorzügliche Arbeit liefern, soll er wohlfeile Arbeit liefern; so müssen ihm alle mögliche Mittel frei gelassen werden, seine Kunst recht zu erlernen.

Die Oesterreicher wundern sich unendlich, wenn sie ganze Schiffe voll Schwaben, wie sie alle jene nennen, welche auf der Donau herabkommen, anlanden sehen; sie können nicht begreifen, wie diese Leute sich entschließen mögen, ihr Vaterland zu verlassen. Sie begreifen es aber nur darum nicht, weil sie selber nichts weniger, als geneigt sind, in die Fremde zu wandern. Eine solche Nation hat keine Gesetze nöthig, wodurch sie

zu Hause hinzusetzen, gezwungen werden; man muntere sie vielmehr auf, die Welt zu versuchen, damit sie lernen mögen, sich in die Welt zu schicken. Sie werden nicht leer wieder zurück kommen; sie werden ihre Künste und ihre Köpfe ausbilden. — Verstehe der Künstler sein Gewerbe, so hat er sich gewiß nicht zu fürchten, daß ihm die fremde Waareneinfuhr Schaden werde; will er sie aber nicht verstehen lernen; warum sollen denn andere seinen Eigensinn büßen?

In dieser Hinsicht wären nun freilich gar keine Mautprozente nöthig: will man aber doch ganz geringe beybehalten; so können sie, wosfern sie nicht drückend sind, als eine Quelle von Einkünften angesehen werden, die die Billigkeit und das Staatsinteresse nicht verletzen.

Wenn man überlegt, wie schädlich und ungereimt ein Verbot der fremden Waaren sey, so kann man der Versuchung nicht widerstehen, zu fragen, wie denn wohl der menschenfreundliche Kaiser Joseph der Zweite

te

te auf den Einfall gekommen, diese Verordnung aufzustellen? Gute Gesetze rechtfertigen sich von selbst: weil sich aber das Verbot der fremden Waaren schwerlich jemals so rechtfertigen wird, daß man sich völlig dabey beruhigen könnte, so glaube ich es der Achtung, die ich für diesen angebeteten Kaiser hege, schuldig zu seyn, nur so viel anzuführen.

Joseph der Zweite nähret in sich das erzhabenste Regentenbestreben, seine Völker glücklich zu machen: dies ist unstreitig sein Plan, dies ist der grosse Gesichtspunkt, woraus man alle seine Handlungen beurtheilen muß. Bewegener, könnte er zu dem sagen, der seine Anstalten tadelt, wenn du glaubst, daß Menschenglück mein Plan, und Völkerwohl mein Bestreben ist; warum getrauest du dir aufzutreten, um meinen Vorkehrungen Hohn zu sprechen? —

Nichts ist leichter, als sich irgend eine grosse That vorzunehmen; aber nichts ist zugleich auch schwerer, als dies grosse Vorhaben

haben auch durchzusetzen. Mußte ja selbst ein Apostel Paul im Gefühl seiner Schwachheit den Klagen anstimmen und bekennen; Das Wollen habe ich wohl; aber das Vollbringen nicht! Wenn dies Paul selbst von sich sagt, warum sollte man es nicht auch von den Monarchen sagen dürfen? Warum sollen die Monarchen diese Wahrheit nicht auch an sich bestätigt finden? Ein Fehler, der nicht aus bösem Herzen quillt, verdient Nachsicht: laßt uns also sehen, was sich zu Josephs, des Menschenfreunds, Vertheidigung über sein herausgegebenes Waarenverbot sagen lasse.

Joseph kennt den Reichthum seiner Länder: er ist ein zärtlich besorgter Vater, der seine Unterthanen gerne thätig und glücklich sehen möchte. — Sein Eifer entbrannte, als er wahrnehmen mußte, daß Waaren, die in seinen Staaten selbst verfertigt werden könnten, noch vom Ausland hereingiengen. Er dachte auf Fabriken; er sann auf Mittel, Geschäftigkeit und Leben um sich zu verbreiten. Aber, er griff etwas zu rasch nach den

Mitteln, die seine edle Absicht begünstigen sollten, und beherzigte vielleicht zu wenig die Regel, daß das, was schnell blüht, schnell wieder abfalle. Er sprach über den Umstand hinweg, daß seine Kaufleute in zweier Monat Frist ihren fremden Waarenvorrath ohne den empfindlichsten Schaden nicht werden los werden, daß sie nicht sogleich wieder Mittel zu neuen Nahrungswegen würden finden können. Er beherzigte nicht genug den Umstand, daß neugebackne Fabriken nicht gleich in dem ersten Entstehungsjahre vollkommen wären; daß sie sich des Ausbleibens fremder Waaren zu Steigerung ihrer Preise bedienen; daß sie sich ohne die zu befürchtende Konkurrenz mit fremden Waaren auch nicht bestreben würden, vollkommene Arbeiten zu liefern. Er überdachte nicht genug, was seinen Staaten entgienge, wenn alle Ausländer, die vorher seine Länder der Handlung wegen besuchten, nun ausblieben: mit einem Worte, er suchte die Folgen seiner absichtlich-wohlthätigen Verordnung nicht in den geheimsten Winkeln auf; vielleicht setzte er gar ein Mißtrauen in diejenigen, welche ihn

belehret zu werden, daß ein Gesetz das nicht sey, wofür es ausgegeben wird. In dieser Rücksicht möchte man nun doch noch fragen: Was hätte Oesterreich in Absicht auf sein erlassenes Waarenverbot zu thun, um weder sein Gesetz wieder zurück nehmen zu müssen, noch aber dasselbe so bestehen zu lassen, wie es nothwendiger Dingen mehr schädlich seyn muß, als Nutzen bringen kann?

Aufrichtig zu reden: hier ist guter Rath Heuer! Sollte man aber wohl deswegen die Aerzte aus dem Lande jagen, wenn sie Krankheiten nicht heilen können, die man sich aus eigenem Verschulden zugezogen? — Was oft nicht ganz hilft, lindert doch wenigstens die Schmerzen. — Oesterreich wird schwerlich zu bereden seyn, seine Maut jemals ganz aufzuheben: die Staaten brauchen heut zu Tage Geld; und wenn es sonst Thatsache ist, was der unpartheiische Beobachter von der verminderten Kakao-Abgabe sagt: so könnte der Kaiser seine Einkünfte merklich vermehren, wenn er sein Waarenverbot nicht gerade wieder zurücknahme, sondern

dem nur die darauf gesetzte Maut verminderte. Diese Auskunst wäre seinen Finanzen, und allen denen erwünscht, die nicht — Fabrikanten sind.

So verzeihlich aber mäßige Mautabgaben auf einer Seite sind, insofern man sie als eine kleine Beschwerde anzusehen hat, die die auswärtige Waaren sich gefallen lassen müssen, damit die inländischen desto mehr begünstigt werden mögen: so unverzeihlich ist es, wenn man von solchen Dingen Maut fordert, die den eigenen Landeserzeugnissen nicht hinderlich sind, und wofür kein Geld aus dem Lande gehet. — Ich war vorigen Jahrs Augenzeuge von folgender Mautanekdote: Einer meiner Bekannten hatte aus seinem Vaterlande, seiner Gesundheit wegen, ein paar Duzend Krüge Sauerwasser verschrieben. Bey der Quelle selbst durfte man für das Wasser nichts bezahlen; er glaubte, seine Gesundheit möchte die Fracht schon werth seyn; aber wie erstaunten wir beyde, als die Maut für dieses unentgeltlich erhaltene Gesundheitswasser gegen

gen fünf Gulden kostete! Mautabgaben von diesem Schlage verabscheuet die natürliche Billigkeit.

Es würde sich noch viel über diesen Gegenstand erinnern lassen; allein ich eile, um zu dem weitem Verfolg der Wahrscheinlichkeiten überzugehen.

4.

Der zweite Abschnitt der Wahrscheinlichkeiten hat es gänzlich mit Gegenständen der Toleranz zu thun. Um den Zusammenhang
der

der Ausführung im Auge zu behalten, muß ich die Begriffe voranschicken, die der unpartheiische Beobachter festsetzt.

Toleranz nimmt er einmal im weitläufigern Verstande, und begreift darunter die uneingeschränkte Freiheit der Meinungen; hieher gehört die Pressfreiheit im ausgedehntesten Sinn; insbesondere aber bezeichnet er mit diesem Ausdruck die religiöse Duldung in Glaubens- und Gewissenssachen. Der Unterschied zwischen politischer und kirchlicher Toleranz ist zwar nicht neu, übrigens aber gut angebracht; wiewohl die kirchliche Toleranz schon unter der politischen Toleranz begriffen ist, insofern der Staat nicht in der Kirche, sondern umgekehrt, die Kirche im Staat ist. Sieht man aber auf die Ausübung dieser Grundsätze; so muß man bekennen, daß man vielfältig davon abweicht: Engelland hat viele, vielleicht die meiste politische Freiheit; wer weiß es aber nicht, wie intolerant bisweilen noch die Britten sind. Polen, das sich Republik nennet, ist in dem nämlichen Falle: die Dissidenten-Verfolgungen

gen

gen beweisen es. Theoretisch betrachtet, wäre demnach die kirchliche Toleranz nur eine Gattung der politischen: die Erfahrung aber bestätigt es, daß sie in der Ausübung unschicklich genug von einander abgefordert werden.

So sehr es zu wünschen wäre, daß politische Freiheit überall das völlige Bürgerrecht erlangen möge; so wenig dürfte die Hoffnung gegründet seyn, daß sie je so vollständig werden wird, als sie der unpartheiſche Beobachter wünscht. Seine Entschuldigung in der Einleitung möchte sich also wohl hieher beziehen, wenn er daselbst bekennet, daß man jezuweilen recht viel verlange, um nur wenigstens etwas zu erhalten. Ich meines Orts kenne zwar keinen Gegenstand, von dem ich glaubte, daß das Publikum seine Meinung darüber nicht sollte sagen dürfen: allein es könnten bisweilen doch, nach der Verschiedenheit des politischen Horizontes, besondere Wirkungen sich ereignen, wenn diese wünschenswerthe Freiheit gar kein non plus u. :a hätte.

Je unumschränkter die höchste Gewalt in einem Staate ist, desto engere Gränzen hat die bürgerliche Freiheit; je unaufgeklärter ein Volk ist, desto behutsamer muß man mit der Verfassung derselben umgehen; je despotischer die höchste Gewalt endlich ist, desto eifersüchtiger ist sie auf die allgemeine Volksaufklärung. Man ersieht hieraus, daß die bürgerliche Intoleranz verschiedene Quellen hat. —

Als die beyde Grafen Struensee und Brandt so schimpflich hingerichtet wurden, möchte ich freilich meine freimüthige Gedanken darüber nicht in Kopenhagen unter die Presse gegeben haben; weil die königliche Gewalt in Dänemark uneingeschränkt ist. — Die Schrift, was ist der Pabst? und die Haschkaische Ode auf Pius den Sechsten, sind in Oesterreich und Baiern nur um deswillen so übel aufgenommen worden, weil der größere Haufe in beeden Ländern noch einen eben so hartnäckigen Staar auf den Augen des Verstandes hat, als der Vater des Tobias von dem Schwalbenschmiß an — dem
leibli-

leiblichen Gesicht hatte. — Die päpstliche Hierarchie ließ es sich von jeher am angelegentlichsten seyn, Unwissenheit und Aberglauben unter den Menschen zu erhalten, weil ihrer Macht nichts so sehr entgegen war, als Aufklärung. Ueberall, wo die politische Freiheit noch schwach ist, wird eine oder mehrere von den drei angegebenen Ursachen vorhanden seyn, deren eine doch noch erträglich, als die andere ist. Laßt uns näher zum Ziele gehen.

Hat sich Oesterreich der politischen Toleranz zu rühmen, oder nicht? Die Wahrscheinlichkeiten antworten nicht gerade heraus, sondern nur durch Umschweife. Der Verfasser scheint eher geneigt zu seyn, die Frage zu verneinen, als sie zu bejahen. Sein scheinbares Nein erhellet aus Thatfachen; er schließt also: Wenn die gesetzgebende Macht Verordnungen aufstellt, die für den Staat äußerst nachtheilig sind, ohne daß die Nation nur eine Silbe dagegen sagen dürfte; so hat eben diese Nation keine politische Freiheit. Nun ist aber das österreichische

hiſche Waarenverbot unſtreitig ſchädlich, wie der erſte Abſchnitt es erweiſet; die Stimme des Publikums wurde zum Voraus nicht gefordert, und nun das Geſetz einmal vorhanden iſt, läßt man die fehlerhafte Seite nach Willkühr daran auffuchen, ohne daß damit eine Veränderung vorgenommen würde: Folglich hat Oeſterreich keine politiſche Freiheit.

Dieſe Schlußform überräſcht; und un-
deßwillen verdient ſie eine nähere Prüfung.

Beynahe kommt man in die Verſuchung zu glauben, daß in Oeſterreich die von dem unpartheiſchen Beobachter vermiffte Freiheit wirklich anzutreffen ſey: wenigſtens lieft man daſelbſt die freimüthigſte Schriften, die öffentlich verkauft und angekündigt werden. Die Wahrſcheinlichkeiten ſelbſt, die gewiß nicht in dem mäßiſten Tone verfaßt ſind, wurden ohne weiters von der Zensur erlaubt. Wenn die darinnen aufgeſtellte Grundſätze nicht gewichtig wären; ſo könnte man etwa glauben, daß man ſie als Baga-
telle

telle behandelt habe: weil es aber unläng-
 bar ist, daß jene Râsonnements durchgedacht
 sind, und sich auf ein System begründen, wel-
 ches nicht so leicht umgestossen werden dürf-
 te; so erhellet, daß der öffentliche Verkauf
 dieser Schrift in seiner Art merkwürdig ist. —
 Bald nach den Wahrscheinlichkeiten bekam
 man Unwahrscheinlichkeiten zu lesen, die ih-
 ren Stoff desto beleidigender und frecher
 herumzerren, je weniger man eigentlich weiß,
 wohin sie immerhin zielen. — Der Volks-
 vertheidiger an Joseph den Zweiten führt
 eine noch weit dreistere Sprache, als viel-
 leicht selbst die Berliner Briefe, welche,
 wie es ganz Deutschland weiß, die heißendste
 Bemerkungen enthalten, und dem allgemein
 anerkannten Ruhm eines von Europa ver-
 ehrten Monarchen desto gefährlicher sind, je
 treffender der auf allen Seiten hervorleuch-
 tende ungezwungene Wit und die muntere
 Laune des Verfassers ist. Alle diese, und
 noch mehr andere Werke, die jenen an die
 Seite gestellet werden könnten, sind in Fe-
 dermanns Händen. Wer getraut sich dem-
 nach unter diesen Umständen zu läugnen, das
 glück-

glückliche Oesterreich besitze jenes Geschenk des Himmels, das so wenigen Staaten zu Theil wird?

Ich will zeigen, daß man eben nicht Ursache habe, auf diesen von der Aussen-seite schimmernden Vorzug stolz zu seyn, und davon viel Aufhebens zu machen. Wir stellt sich das Traumbild von einer ganz andern Seite dar. Ich halte mich zu glauben für berechtigt, daß auch da nur noch ein Schatten von Freiheit übrig ist, wo man das Urbild derselben zu besitzen wähnt. Lange schon ist diese goldgelockte Tochter des Himmels in die höhere Sphären zurücke gekehrt, weil sie auf der Erde keinen Fleck bekommen konnte, ihr Haupt sanfte zu legen. Sie ist nicht in Republiken: dort hat sich auf ihren Thron ein vielköpfiges Ungeheuer, die Aristokratie, hingesezt. Wäre es möglich, in das Innere der holländischen, schweizerischen oder venetianischen Verfassung einzudringen, es würden von unsern Augen die Schuppen des irrigen Wahns hinwegfallen. Sie ist nicht in Demokratien, wo gemeiniglich Anarchie

chie und Kabbale ihr Wesen hat. Sie ist nicht in Monarchien, wo man sie noch am ehesten su hen möchte. Engelland ist derjenige Staat, von dem man glaubt, daß er sich dieses Vorzugs vor andern zu rühmen habe. Der Britte beruhigt sich bey dem einwiegenden Gedanken an diesen seinen Vorzug, während dem er unter Fenstertaren und Nationalschulden schmachtet. Und wer getraut sich, zwischen Engelland und Oesterreich eine Parallele in Absicht auf bürgerliche Freiheit zu ziehen?

Wenn der Gefangene schläft, so vergißt er das Gerassel seiner Ketten: so oft man ihn weckt, betäubet ihn ihr trauriger Anblick. Sollte wohl ein Volk nicht auch in einem solchen Fall seyn, wo man zwar das Vergnügen hat, die vorhandenen Anstalten zu kritisiren, ihre Fehler aufzusuchen, Verbesserungsvorschläge zu machen, und einen unwiderlegbaren Tadel aus Licht treten zu lassen? Was hilft aber der Tadel, wenn man ihn nicht achtet. Was helfen Vorschläge, wenn sie nicht angewendet werden? Was hilft die

die

die Kritik, wenn man davon keinen Gebrauch macht? — Das Volk sieht seine Wunde bluten, und seufzet vergebens nach der Theilnehmung des Arztes. Die Verordnungen bleiben, wie sie sind; und eben dieses ist die Ursache, warum ein Volk ohne eigene Einsicht, bey allem seinem Unglück doch noch glücklicher, als ein anderes ist, dem seine Einsichten ein Mikroskop sind, wodurch es die zerschmetterte Trümmer seines möglichen Glückes mit den Atomen im grossen Welt- raume herumflattern sieht. — Ist dem Lande damit etwas gedient, wenn es, zum Bey- spiel, über Waarenverbote so viele der bes- ten Werke zu lesen bekäme, als Luther oder Voltaire Schriften hinterlassen haben? — Den einzigen Nutzen finde ich allensfalls noch, daß durch den hieraus entspringenden Buch- handel das Geld eine Zirkulation bekommt. Beklagenswürdiger Patient! du bist zu be- dauern wegen deiner Krankheit, noch mehr aber darüber, daß du mit mattem Blicke zu- sehen mußt, wie sich theoretische Aerzte mit ihren Helfern und Helfershelfern deine Schwachheit zu ihrem Vortheile zu Nutzen machen,

machen, während dem du unter der süßen Hoffnung der Wiedergenesung — eines langsamen Todes dahin stirbst.

Soll ich demnach meine Meinung geradezu heraussagen? Oesterreich hat kaum so viel politische Freiheit, als ein Gefangener, der durch ein dreifaches Gitter die herrlichste Aussicht ins Freie hat. Beide ziehen das Mitleiden des vorbeystehenden Wanderers auf sich. Was hilft aber Mitleiden, wenn zwischen Wunsch und Ausführung eine eben so grosse Kluft befestigt ist, als dorten, nach dem Evangelium, zwischen dem reichen Mann in den Flammen, und dem glücklichen Lazarus in Abrahams Schoosse?

Alles, was der Menschenfreund thun kann, schliesset sich auf den Wunsch ein, daß es dem Monarchen gefällig seyn möchte, solche Schriften einer besondern Prüfung würdig zu achten, die das mögliche Glück seiner Staaten, den Glanz seiner gesegneten Regierung, und das Wohl seiner getreuen Völker zum Gegenstande haben! Wird sich Jo-
seph

seph der Zweite auf diese Art zu seinen Untertanen herablassen, dann werden Fehler und Mängel vor seinem scharfsichtigen Auge fliehen.

5.

Religiose Duldung scheint dem Verfasser der Wahrscheinlichkeiten ganz nahe am Herzen gelegen zu seyn. Er redet von derselben beynahelie Leidenschaftlich. Die Leser wissen es vielleicht schon, wohin sich die Thatfachen beziehen, die zwar deutlich gezeichnet, aber nur nicht nach Zeit und Ort namentlich
 ange-

angegeben sind. — Zu den merkwürdigsten davon will ich hier dem Leser der Reihe nach den Schlüssel geben.

Es ist wirkliche Thatsache, daß ein oberösterreichischer Bauer nach vollendetem sechs-wöchentlichen Examen die Erlaubniß zwar erhielt, zu den protestantischen Gemeinden überzugehen; aber demüthigend ist es für die Religion, und verrätherisch gegen die landesherrlichen Verordnungen, daß der nämliche Mann nicht nur mit Worten, sondern sogar auch durch Handanlegen öffentlich ist mißhandelt worden. Diese verwerflichste, den höchsten Vorschriften schnurstracks entgegenlaufende Pfaffenhandlung blieb dem Hofe nicht unbekannt: und sie wars auch, die denselben zu einem Dekrete veranlaßte, welches den prüfenden Geistlichen dergleichen und andere thätliche Mißhandlungen gemessenst untersagte. —

Das nordische Stift kann kein anders, als das zu Linz seyn, welches der Kaiser Leopold im Jahr 1690 daselbst stiftete. Es hat

hat 5000 Dukaten jährlicher Einkünfte; und der Zweck desselben ist, in Norden, besonders in Schweden, Dänemark und Norwegen beständig den Samen der katholischen Religion zu unterhalten. —

Es ist bekannt, daß die protestantischen Bethäuser nach den Toleranz = Verordnungen von aussen keiner Kirche gleich sehen dürfen: an Thüren und Glocken ist vollends gar nicht zu gedenken. Man wirft es den Protestanten vor, daß sie die Toleranz zwar predigen, aber nicht ausüben; vorzüglich beschweret man sich diesfalls über die nordische Reiche. Man sagt, es gerethe ihnen zur Schande, daß der Vater Hell, als er im Jahr 1769 nach Dänemark gereiset sey, sobald sein geistliches Gewand habe ablegen müssen, als er den dänischen Boden betreten hätte. Dieses Vorgeben ist falsch. Hell reisete auf Begehren des dänischen Hofes dahin ab, um den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe daselbst zu beobachten: mithin trat er in Dänemark nicht etwa als Missionar, sondern als Gelehrter,

als Astronom auf, und durfte also sein Reisegewand der Bequemlichkeit wegen wohl verändern. Der königliche Ruf würde ihn aber auch im Jesuitengewande vor Beleidigungen sicher gestellt haben. Jener Vorwurf wird vollends ganz unkräftig, wenn man weiß, daß im Jahr 1782 einem katholischen Geistlichen aus Stralsund die gottesdienstlichen Verrichtungen nach dem Zeremoniel seiner Kirche zu Christianstadt, Gothenburg, Landskrone in Schweden, ja sogar auch an einigen Orten selbst in protestantischen Kirchen auszuüben erlaubt wurde. Doch, warum beschwert man sich darüber, daß man den Protestanten in Oesterreich weder Thürme noch Glocken erlaubt? Müssen sich ja ihre Mitbrüder in Ungarn, die doch mehr als nur tolerirt sind, auch das Nämliche gefallen lassen, wovon gleich das große Bethaus zu Pressburg eine redende Probe abgiebt. Indessen ist der Gedanke beruhigend, daß das Gebet der Nichtkatholiken ohne Glocke durch die Wolken dringt, wenn auch gleich der Glockenklang der herrschenden Kirche stärker wäre, als alle Menschenstimmen.

Unter

Unter den öffentlichen Blättern kann nur das wienerische Zeitungsblatt für Geistliche gemeint seyn, worinnen aus Gelegenheit einer litterarischen Fehde, die der Herausgeber desselben, der durch seine saubere Predigten vom Fegfeuer berühmte Herzog, mit den Verfassern der Wiener-Kronik anzettelte, als ihm diese seine Niederträchtigkeit vorrückten, dasselbe im ersten Jahre nach den Kirchenvätern verworfen, im zweiten aber aus den Kirchenlehrern erwiesen zu haben. Dort kann man die liebliche Stelle lesen, daß die geduldete Christen nach der glimpflichsten Benennung — irrende Brüder wären.

Darinnen haben die Wahrscheinlichkeiten völlig recht, daß den Protestanten bey weitem das noch nicht ersetzt ist, was sie ehemals in Oesterreich unter dem Schutz der Gesetze besaßen. In Raupachs evangelischem Oesterreich sind unglaublich viele Thatfachen gesammelt: ich begnüge mich aber, hier nur ein paar Beyspiele auszuheben. Die Protestanten besaßen die Minoritenkirche in Wien von 1560 bis 1620. Kaiser
 Maxi:

Marimilian der Zweite gab denselben, nachdem sie seine Schulden zu bezahlen mitübernommen, folglich ihre Rechte gleichsam erkaufte hatten, im Jahr 1568 das freye Religionsexercitium, und ertheilte darüber im Jahr 1571 eine feierliche Religionsaffekuration. In Linz besaßen sie ebenfalls eine eigene Kirche. Allein, Rudolph der Zweite und Ferdinand der Zweite, diese eifrige Verfechter des Katholizismus, nahmen alles wieder mit Gewalt hinweg, was die Protestanten nach den unwiderrustlichen Verträgen besaßen: und man behandelte sie in der Folge noch mit unerhörter Grausamkeit und Härte, bis sie endlich von der verewigten Marie Theresie, vorzüglich aber von Joseph dem Zweiten in einen Theil ihrer vorher genossenen Vorrechte wieder eingesetzt wurden.

Die eben so ärgerliche als intolerante Faschingsbelustigung zu Paternion in Kärnten, wo man eine Figur, die Luthern vorstellen sollte, von vier in Teufelsgestalt verkleideten Männern zu Grabe tragen, und unter Abhaltung einer hämischen Rede in den Schnee

Schnee verscharren ließ, hat der Monarch erst durch auswärtige Zeitungen, nämlich durch das Erlanger-Blatt vom 8ten März dieses Jahrs, in Erfahrung gebracht. Ohne dieses Mittel würde er wohl schwerlich von dieser zügellosen Uebertretung seiner Toleranz-Patente durch die Pressfreiheit seiner Länder benachrichtigt worden seyn.

Als das evangelische Bethaus zu Freysach in Kärnthen in Brand gesteckt wurde, soll bey der anbefohlenen Untersuchung die erste Frage diese gewesen seyn: Nicht wahr, ihr habt das lutherische Bethaus nicht in Brand gesteckt? — Hier war also dem sinnlosesten Vbsewicht das Nein in den Mund gestrichen.

Der Himmel wurde noch zu Anfang dieses, oder am Ausgang des vorigen Jahrs den Nichtkatholiken in der Schottenpfarrkirche mit trockenen Worten abgesprochen, wie man dieses aus der darauf erfolgten öffentlichen Rüge in der Prediger-Kritik umständlich ansehen kann. Nur Schade, daß der Name
des

des frommen und treueifrigen Predigers nicht auch bekannt wurde. Schade, daß er sich wieder in Dunkelheit und Dummheit eingehüllen kann!

Es ist bekannt, daß die geduldeten Christen an die Geistlichkeit der herrschenden Kirche die sogenannte Stolgebühren zu entrichten haben. Man rechtfertigt diese Unbilligkeit damit, daß man sagt, der Priester müsse nun einmal seinen Unterhalt haben; und man könne seine Einkünfte nicht schmälern, wenn auch gleich seine Pfarrkinder von der Gewissensfreiheit Gebrauch machten, und zu den tolerirten Gemeinden übergiengen. Laßt uns dieses mit andern Worten sagen: Der Priester ist nicht wegen der Gemeinde, sondern diese wegen jenem da. Die Gemeinde muß also den Priester erhalten, sie mag von ihm einen oder keinen Nutzen haben. Die schuldbige Entrichtung einiger Gebühren an denselben, ist eine angeborne Beschwerde, die nicht eher aufhört, bis der Mensch wieder vom Schauplatz abtritt; und weil die Welt einem Gasthose gleicht, wo man nicht eher frei-

freigesprochen wird, so lange man noch nicht die Zeche bezahlt hat: so hat der Priester, als der Diener der Gottheit und eingebil- dter Eigenthümer dieses grossen Gasthofes, das Recht, die Ueberbleibsel seines gewesenen Gastes, des Menschen, auf so lange im Be- schlag zu nehmen, und ihm das Begräbniß zu verweigern, bis er den letzten Beytrag sei- ner Schuldigkeit entrichtet, und den letzten Heller bezahlt habe. — Wenn man sich das Verhältniß des Christen und des Pre- digers also denkt oder denken kann; so möch- ten die Stolgebühren der Protestanten an die katholische Geistlichkeit zu entschuldigen seyn; ausser diesem aber wüßte ich sie nicht zu rechtfertigen. — So bald man den ge- duldeten Gemeinden das Recht giebt, einen Prediger zu haben, so erfordert es die Billig- keit, sie von allen Abgaben an die Diener der herrschenden Kirche zu befreien. Mit einem eigenen Prediger nehmen sie auch die Obliegenheit über sich, denjenigen zu ernäh- ren, der sich mit ihrer Seelsorge und Unter- richte beschäftigt. Wer das Evangelium verkündigt, lehrt Paul, der soll sich auch vom
Evan-

Evangelium nähren. Da nun aber die katholische Geistlichkeit vermöge der verwilligten Gewissensfreiheit den Nichtkatholiken das Evangelium nimmer verkündigen kann; so hohret nach der stillschweigenden Einwilligung des Toleranz-Parlamentes, auch die Verbindlichkeit auf, dieselbe für eine Arbeit zu ernähren, die sie nicht mehr thun kann. Dieses Verlangen, in Absicht auf die Stolgebühren, ist in meinen Augen ungerecht. Auch in Ungarn hat sich ein Mißbrauch dieser Art eingeschlichen, worüber eine Schrift nachgelesen zu werden verdienet, die den Titel hat: Vorläufige Beantwortung der wichtigen Frage: Ob die Protestanten in Ungarn nach den Landesgesetzen verbunden sind, die Stolar- oder Pfarramtsgebühren an die katholischen Pfarrer zu entrichten? — So lange sie von dieser Beschwerde nicht frei gemacht sind, so lange wird die Klage währen, daß die christliche Duldung eben so kostbar als beschwerlich sey; und daß die Geistlichen ärndten, wo sie nicht gesäet haben.

In Oberösterreich ist es zur Entweihung der Toleranz den Katholiken verboten worden, dem evangelischen Gottesdienste beyzuwohnen: ja man hat selbst darauf angetragen, daß jene von den Protestanten aus den Bethäusern sollten hinausgeschafft werden, welche sich bey denselben einfänden würden. Ich will es zugestehen, daß dies eine Erfindung neidischer Beamten, ein gallischer Mönchsgeanke ist: aber es beweist doch wenigstens immerhin soviel, daß der Duldungsgeist bey den untergeordneten Stellen noch unter die frommen Wünsche gehöret. Ich werde hievon gleich noch ein paar Worte anzufügen Gelegenheit nehmen.

So wie die Protestanten auf einer Seite gehalten sind, zu der Befoldung der katholischen Geistlichkeit fortbeyzutragen: also haben sie, in Absicht auf ihre Schulen, eine neue Beschwerde, die darinnen bestehet, daß sie von Seiten des Staats nicht unterstützt werden. Dies heißt nichts anders, als, um der Kirche nichts zu verschenken, lieber das Staatsinteresse Noth leiden zu lassen. Dem Staat

Staat ist daran gelegen, gute Bürger, nicht aber gute Christen von dieser oder jener Sekte allein zu haben: da nun aber jeder Christ, ohne Rücksicht auf seine besondere Religion, zu einem guten Bürger gezogen werden kann; so kann ich auch nicht einsehen, warum denn die Erziehung der nicht-katholischen Kinder dem Staate gleichgültiger seyn könne, als der übrigen?

Der diesjährige Alagenfurther Kalender giebt den protestantischen Christen in Kärnthten ziemlich bittere Pillen zu verschlucken. Sie werden vor Jedermanns Angesicht zu irrenden Idioten gemacht; die, wenn man sie nicht in den Grundsätzen ihrer Sekte unterrichtete, niemals etwas Bestimmtes seyn würden. Der Herr Kalendermacher muß vermuthlich vergessen haben, daß auch er nichts Bestimmtes seyn würde, wäre er nicht in den Grundsätzen seiner Sekte erzogen worden. Eben dieses ist ja die Absicht bey der Toleranz, daß diejenigen, welche vorher unter dem religiösen Drucke sich in ihren Grundsätzen keinen Unterricht geben lassen durf-

durften, Gelegenheit erhalten möchten, diesen Mangel zu ersetzen.

Dieses wären demnach einige Fingerzeige, aus den Zeitbüchern der österreichischen Toleranz abgezogen, welche die Behauptung der Wahrscheinlichkeiten erhärten, daß in Oesterreich noch keine völlig ächte tolerante Gesinnungen herrschen. Ich will geradezu nicht Bürge dafür seyn, daß ich dasjenige getroffen habe, was dem Verfasser im Sinn gelegen. Gesetzt aber, die hier aufgeführten Beispiele sind auch nicht die nämlichen, welche dorten gemeint sind; so beweist dies nur so viel, daß Beispiele mit Beyspielen gehäufet werden könnten, wofern man sich damit befassen wollte, sich bey einem Gegenstande, wie dieser ist, länger aufzuhalten.

An wem liegt nun aber die Schuld, daß es mit der Toleranz noch nicht so ganz recht fort will, wie es zu wünschen wäre? — Liegt sie am Monarchen, oder an seinen untergeordneten Stellen, oder am Volke, oder an allen zugleich?

Der

Der Monarch hat grosse Schritte gemacht, als er seine Toleranz einführte. Er hatte den hartnäckigsten Widerstand zu bekämpfen. Denn da er zu gleicher Zeit auch die katholische Geistlichkeit an ihrem Interesse angriff, so werden ihm diese wohl heimlich geschworen haben, all seinem Vornehmen in den Weg zu treten, und seine Absichten in einem nachtheiligen Farbenspiele blinken zu lassen. Und wie leicht ist es ihnen, ihre Heimtücke zu bewerkstelligen!

Eigennutz und Stolz sind zwei gewaltige Springsfedern im Thun und Lassen der Weltbürger; bey der Geistlichkeit überhaupt sind sie um einige Grade höher gespannt und elastischer, als im gewöhnlichen Menschenleben. Wenn man von dem Betragen des ungleich größern Theiles der Diener der Religion auf die Religion selber schliessen dürfte: ich zweifle, ob für die letztere eine vortheilhafte Meinung entstehen könnte. Die Religion lehret Genügsamkeit: Habsucht aber charakterisirt den Priester, welcher die edle Genügsamkeit zu ei-

ner

ner freiwilligen Armuth im Mönchsverstande ummodelte. Religion lehret Demuth: der Knecht der Knechte aber läßt seinen Stuhl um eine Stufe höher stellen, als der Thron des ersten europäischen Monarchen stehet, und trägt drei Kronen auf einmal. Religion lehret Verträglichkeit: aber es sey ferne von mir, zu entscheiden, ob Krieg oder heuchlerische Sanftmuth der Christenthumslehrer ein größeres Uebel für die Welt sey? — Diese zwei mächtige Triebfedern des menschlichen Lebens griff der muthige Joseph zu der nämlichen Zeit an, als er die Toleranz einführte. Er beschnitt der Geistlichkeit ihre übertriebene Einkünfte, ohne sie gerade in den ehrenvollen Zustand der Apostel zu versetzen, welche ohne Geld, und ohne Stab und ohne Tasche das Reich Gottes mit Segen verkündigten. Ihren Stolz bändigte er dadurch, daß er sie der weltlichen Oberherrschaft unterordnete: er erfüllte an ihnen, was sie selber zwar andere lehrten, aber nichts weniger als selbst ausübten: Jedermann sey der Obrigkeit unterthan. Josephs Verlangen ist gerecht, und

und die Ausführung seines erhabenen Plans ist muthvoll. Aber hartnäckig sträubte sich das vielköpfige Ungeheuer: öffentlich zwar nur selten, wie hätten sie dieses auch wagen dürfen? aber heimlich desto mehr. Sie wußten, worinnen sie stark sind; sie hatten die schwache Seite der übrigen Menschenkinder aus Erfahrung kennen gelernt. Hier ist die Ursache zu suchen, warum die Toleranz das noch nicht ist, worzu Joseph der Zweite sie zu machen gedachte.

Ich glaube nicht, daß es mir ein wahrheitsliebender Oesterreicher übel nehmen wird, wenn ich sage, daß die vorhergehenden Regierungen gar zu bigot gewesen, als daß die Gemüther auf eine bevorstehende Religions=Duldung wären vorbereitet worden. Ohne Pressfreiheit, und entfernt von allen jenen Mitteln, welche zur Aufklärung führen, war Leichtgläubigkeit das Loos der Unterthanen, und Mißbrauch des geistlichen Ansehens die größte Sünde der Pfaffen. Die Lanten=Bilder, wie sich ein österreichischer Schriftsteller hierüber ausdrückt, welche

Da man den Kindern bey dem blossen Namen, Martin Luther, machte, waren allgemein, und erstreckten sich so weit, daß, wie mir einmal ein junger Oberösterreicher bey einer Durchreise in Preßburg, aus Gelegenheit des Nachtzettels im Gasthose sagte, manche haben vor wenigen Jahren noch gewünscht, nur einmal auch einen Lutheraner zu sehen, indem sie nach der Beschreibung der Eltern und Lehrer, für etwas anders, als gewöhnliche Menschen, gehalten wurden.

Damit nun dem guten Kaiser die Ausführung seiner menschenfreundlichen Absichten recht schwer gemacht werden möchte, so erregte man von Seiten der ehrwürdigen Schwarzröcke allen möglichen Widerwillen, und zettelte allerhand Unterschleife an. Dieses war leicht zu bewerkstelligen: je weniger gesunde Begriffe in den Köpfen, je weniger Bereitwilligkeit in den Herzen anzutreffen waren, desto weniger Schwierigkeiten verursachte es, die Gemüther gegen die Religionsduldung und selbst gegen derselben Stifter einzunehmen. Diese Schwierigkeiten

G

ten

ten fanden sich nicht nur bey gemeinen Volksklassen; selbst diejenigen, welche sich zu den gesitteteren Ständen rechneten, sahen die menschenfreundlichste Handlung des Kaisers als eine Bewegung an, die zu ihrem Untergang abziele. Dieses schien ihre ganze Wirksamkeit in Bewegung zu setzen. Nun erfolgten Klagen über Klagen, und Beschwerden über Beschwerden. Daher ist es zu erklären, daß man von Seiten des Hofes in dem Toleranz-Patente Abänderungen und nähere Bestimmungen für nöthig fand. Wenn die Toleranzbewerkstelligung in Wien selber nicht so viel Aufsehens machte, als auf dem Lande, wo die kleinstädtische Einfalt den allgewaltigen Einfluß der Klerisey begünstigte, so rührte dieses daher, daß man in der Hauptstadt durch mehreren Umgang mit den Protestanten des Anblicks derselben schon länger gewohnt war. Man war durch Erfahrung von der Wahrheit des Satzes überzeugt, den der spanische Gesandte, Graf Mahoni, zu Wien einmal aufstellte. Man kann nicht läugnen, sagte er, daß der östereichische Hof die
 große

große Revolution seiner Staats = Finanz = und Sittenverfassung dem Fleisse der Keger schuldig ist.

Man sollte freilich glauben, in der Residenz würde sich ein böser Begriff von dem Lehrsystem der Protestanten einschleichen, weil der meiste Theil derselben ihre Religion gegen ein angebotenes Glück vertauschte. Allein, wer den österreichischen Horizont von selbiger Zeit her kennt, wird mir eingestehen, daß das, was von dem Hofe als gottesdienstliches Werk angesehen wurde, mit weit größerm Rechte als eine Handlung der Staatsklugheit hätte betrachtet werden sollen. Denn, alle die Vortheile, welche andere Länder durch die Anpflanzung der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten sich verschafften, gewann Oesterreich durch die Beförderung der Konvertiten. Karls des Sechsten und Marie Theresiens Regierungsgeschichte hat Beispiele genug, daß Luthers Auswechslung mit Geldsummen, Ehrenstellen, Standeserhöhungen, Privilegien, meinetwegen nicht sowohl be-

G 2

lohnet,

lohnet, als vielmehr anlockender gemacht wurde. Ehrenstellen und Reichthümer schie-
 nen die Konvertiten aus den entlegensten
 Winkeln hervorzuwinken. — Dies beweist
 die Möglichkeit meiner Behauptung, daß
 die Toleranz = Einführung in der Hauptstadt
 weit weniger Aufsehens machte, als in den
 Provinzen. Diese sind, welche die meisten
 Beyträge zur Geschichte des Religionsfana-
 tismus und der Intoleranz liefern. Die
 Provinzen sind es, welche die Aufmerksam-
 keit des Monarchen verdienen, wosern er
 nicht seine Verordnungen der Schikane zum
 Stichblatt Preis geben will.

Man will zwar die Bemerkung gemacht
 haben, daß Joseph der Zweite seine Tole-
 ranz nicht sowohl aus moralischen, als aus
 politischen Ursachen eingeführet habe, theils
 um das Andenken seiner Regierung zu ver-
 herrlichen, theils auch um den Gewerben in
 seinen Staaten und den Wissenschaften Zu-
 wachs und Nahrung zu verschaffen. Allein
 dies geht mich hier gar nicht an, was der
 Kaiser für Nebenabsichten gehabt haben
 möchte.

möchte. Zudem wissen wir, daß unbedeutende Vorfälle für die Staaten oft sehr wichtig gewesen. Die Universität Jena hat die Befugniß, in der theologischen Fakultät Doktoren zu machen, den östern Indigestionen Kaiser Ferdinands des Ersten zu danken, von welchen ihn der Jenaische Professor der Arzneykunst, Schröter, glücklich heilte, und der Universität jenes Privilegium bewarke, welches die sächsischen Fürsten vergebens von Karl dem Fünften verlangt hatten, welcher sogar die Konfirmation der Universität verweigerte, um die Reformation nicht durch hohe Schulen noch mehr zu befördern. — Lasse man es also seyn, daß Joseph der Zweite auch seine eigene Veranlassungsgründe zur Einführung der Religionsduldung gehabt: hat er es aus Ruhmbegierde gethan; so kann er es an den fünf Fingern abzählen, daß er seinen Zweck sehr schlecht erreichen würde, wofern er nicht auf seinen Verordnungen festhielte, um welche der Geist der Eifersucht herumgräbt: hat er aber aus politischen Ursachen seine Toleranz eingeführt; so wissen wir es alle,
daß

daß eine große Barbarey den europäischen Erdboden decken müßte, wenn man glauben sollte, Religionsduldung lasse sich mit dem Wohl des Staates nicht zusammenreimen. Und in dieser letzten Rücksicht wären alle jene, welche den Fortgang und Ausübung der Toleranz hindern, als Leute anzusehen, die dem Wohl des Staates entgegen arbeiten: sie sind Störer der öffentlichen Ruhe, und ungehorsame Unterthanen, welche die Pflichten der Menschlichkeit verletzen, und die Gränzen der Achtung überschreiten, die sie den Verordnungen des Monarchen schuldig sind.

Ich beschliesse diese Reflexionen mit der Frage: Was die Toleranz seit ihrer Einführung den Protestanten in Oesterreich eigentlich genuzet habe? — Die Antwort bietet sich von selbst an. — Sie hat nicht allein den Protestanten, sondern auch dem ganzen Staate wesentliche Vortheile verschafft. Wenn vorher die Einfalt so weit gieng, daß man die Lutheraner für eine besondere Menschengattung hielte; so gewinnt die

die

die allgemeine Aufklärung wenigstens soviel, daß man dieses schimpfliche Vorurtheil ablegt. Der öffentliche Gottesdienst der Protestanten verschafft den Katholiken Gelegenheit, sich mit jener ihren Lehrsätzen bekannt zu machen: dieses Bekanntwerden verdrängt die wechselseitige Abneigung, die eine Folge der Unwissenheit ist. Beide Religionsgenossen werden in eben dem Grade, als einer des andern Religionsystem genauer kennen lernt, miteinander vertrauter; die Harmonie wird befestigt, der Geist der Verträglichkeit bemächtigt sich der Gemüther, und brüderliches Beegnen ist die Folge des vertrauten Umgangs. Demnach sind nicht die Protestanten allein, welche dem Kaiser Joseph die Toleranzgesetze zu verdanken haben: auch die Katholiken müssen dieselbe verehren, wenn sie nicht unbillig seyn wollen. Jene genießen durch dieselbe Gewissensfreiheit und ungehinderte, wenn gleich nicht völlig freie, Religionsübung: diese aber erlangen durch den öffentlichen Gottesdienst der Protestanten jenen wichtigen Vortheil, daß ihre eigene Lehrer weniger
 Unsinn,

Unfinn, weniger Aberglauben, weniger Legenden = Atram, weniger Heiligen = Märchen, weniger Pabstespoleitik, hingegen aber mehr Vernunft, mehr reine Dogmatik, mehr die Bibellehre, mehr Wahrheit, mehr Moral predigen, und sowohl die Köpfe aufheitern, als auch die Herzen bessern. — Wird sich der österreichische Hof, werden sich alle Höfse bestreben, durch Beförderung der Toleranz die Aufklärung zu verbreiten; so bin ich gewiß, daß sich die verschiedene Christensekten einander nähern werden, ohne daß darzu die Vereinigung unter eine allgemeine Religion nöthig wäre.

Wenn es also wahr ist, was die Wahrscheinlichkeiten sagen, daß in Oesterreich noch keine völlig ächte Grundsätze sind; so ist dieses eine Folge der Umstände, die nur alsdann hätte vermieden werden können, wenn die Reformen nicht so schnell aufeinander gefolgt wären. Hätte ich ein Land zu regieren, oder hätte ich einen Beruf darzu gehabt, dem Monarchen meine Meinung zu eröfnen; lieber würde ich also zu Werke gegangen

gegangen seyn: diejenigen Klöster, welche für den Staat nichts taugen, und schädlich sind, hätten Befehle erhalten, keine Novizen mehr annehmen zu dürfen, bis sie nach und nach völlig ausgestorben wären. Hätte irgend ein Seelenhirt zu viel Einkünfte bezogen, als unter den Sorgen und Versuchungen der Reichthümer noch an das Wohl seiner Schäflein denken zu können: so hätte ich diesem den Genuß bis an seinen Tod gelassen, und wenn das Schicksal alles Fleisches diese Renten beschloß gemacht hätte, dann würde sich der neue Kandidat mit der Hälfte von dem begnügt haben, was sein Vorfahr genossen. — Meine Unterthanen sollten die ungehinderte Freiheit haben, sich in der Welt umzusehen; meine Gelehrten müßten fremde Universitäten besucht haben. Durch freien Handel und Wandel suchte ich meine Staaten zu einen Sammelplatz der fremden Künstler und Manufakturisten zu machen. Statt auf Kriege und Ländererwerbungen zu denken, würde ich die Hälfte der ausgehenden Kosten auf gute Schulen, auf Belohnungen für Gelehrte, auf Preise
neuer

neuer Erfindungen, auf Unterstützung armer
 Unternehmer verwenden. Bey Besetzung
 der Aemter nähme ich weder auf die herr-
 schende Landesreligion, noch auf Eingeborne
 Rücksicht; nur die Tauglichsten sollten be-
 fördert werden. Die Pressfreiheit entlebige-
 te ich von allem Zwang, damit mir keine
 Klage, kein Vorschlag entgegenge. Meine
 Gesetze müßten so deutlich und verständlich
 seyn, daß sie von Jedermann verstanden
 werden könnten; und überhaupt würde ich
 so wenige Gesetze geben, als nur immer
 möglich ist. Viele Gesetze machen die Un-
 terthanen und die Beamten verwirrt, und
 eröffnen der Schikane eine unabsehbare Lauf-
 bahn. Die Gesetzesvollstreckung ist desto
 schwankender und gefährlicher, je mehrere
 Verordnungen vorhanden sind, je weniger
 sie miteinander übereinstimmen. Die Sub-
 alternen = Willkühr findet Gelegenheit ihre
 Krallen herauszulassen: den Günstlingen,
 denen, welche den Daumen brauchen, kommt
 die gelindere Verordnung zu statten; den
 übrigen die schärfere. Beschwert sich der
 Mißhandelte, so verkriecht sich der Böse-
 wicht

wicht hinter die undeutliche Gesetze; die höhere Stelle sieht vielleicht den Fehler ein, aber dem Unterthan kann nicht geholfen werden, weil der Beamte — ein Gesetz für sich anführen kann. — Doch, ich erwache von meinem süßen Traume; ich sehe ein, daß ich — Luftschlöffer aufgeführt habe!

Die Untersuchung über die beste religiöse Erziehung der Kinder von Eltern aus verschiedenen Kirchen, verdient allerdings die Beherzigung der Menschenfreunde. Es ist zwar nirgends kein Zweifel vorhanden, daß Kinder, deren Vater nicht bekannt ist, überhaupt unehliche Geburten, der Mutter überlassen bleiben, und ihre Religion anzunehmen haben; allein, dieses macht nur eine Ausnahme von dem, was in dem gesellschaftlichen Leben billig ist. Es ist gegen alle gesunde Begriffe, den Kindern die Religion der Mutter, nicht aber des Vaters zu geben, von dem sie Stand und Namen erben. Es ist Beeinträchtigung der väterlichen Rechte, ihm seinen Einfluß bey der Kindererziehung überhaupt, oder der Töchtern beson-

besonders zu rauben, der Frau den Vorzug zu lassen, und in seinem kleinen Staat, in seiner Haushaltung zur Null zu machen. Ich denke der vier und zwanzigste Paragraph der Wahrscheinlichkeiten wird alle weitere Ausführung unnothig machen!

6.

In einem Tagblatt, das seit einigen Wochen in Wien zum Vorschein kommt, fand ich neulich gegen alle meine Erwartung eine Rezension über die Wahrscheinlichkeiten. Was mich an derselben am meisten belustigte,

stigte, war der Gedanke, daß die Zensur an dem unpartheiſchen Beobachter keine bessere Rache, als jene hätte nehmen können, diese Schrift öffentlich zu erlauben, ob sie gleich die Zensur so heftig angezapft habe. Der Journalist hat Recht; denn, wenn man den fünf und zwanzigsten Paragraphen derselben liest, so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, in einer Ecke gestanden zu haben, als der Zensor, vielleicht der Oberzensor selbst, diese bittere Pille bey dem Durchlesen verkaufen mußte. Seine Gesichtszüge werden sich eben so wenig gleich geblieben seyn, als die Miene eines jungen Autors, der die allgemeine deutsche Bibliothek nachschlägt, und darinnen die Kritik über die Erstlinge seiner gelehrten Geburten antrifft.

Wenn der Verfasser der Wahrscheinlichkeiten kein Ausländer wäre, oder, wenn wir es mit Grunde vermuthen dürften, daß dieses nicht das erste Erzeugniß seines Nachdenkens unter dem östereichischen Klima sey; so könnte ich der Versuchung kaum widerstehen, zu glauben, derselbe müsse einen unger-

unversöhnlichen Haß auf dieses ehrwürdige Kollegium haben, weil ihm etwa einmal von demselben ein Manuscript verhunzt wurde. Dem sey nun aber wie es immer will: der Gegenstand ist wichtig, die betreffende Angelegenheit ist für die Gelehrsamkeit erheblich; die Folgen der aufgehobenen oder fortbestehenden Zensur sind von Bedeutung, und ganz von einander verschieden: es kann demnach nicht gleichgültig seyn, ob der unpartheiische Beobachter mit Ueberzeugung den Wunsch habe äußern können, daß die Zensur möchte gänzlich aufgehoben werden; oder ob es ihm wie dem Johann Jakob Rousseau ergangen, welcher die von der Akademie zu Dijon aufgeworfene Preisfrage, ob die Wissenschaften der Welt etwas genüzet haben? nur um deswillen mit einem Aufwande von Beredsamkeit läugnere, um etwas Neues gesagt zu haben, und überhaupt um eine Gährung unter den Gelehrten zu machen.

Falsche Prämissen, sagt der unnachahmliche Athlet Rautenstrauch in seinen unvergleichlichen

gleichlichen Noten zu den Unwahrscheinlichkeiten, erzeugen falsche Schlussfolgen. Wenn der rüstige Streiter seit der Erscheinung seiner Broschüre von den Stubenmädchen bis auf die Herausgabe seiner Scheißereyen, um mich seines eigenen Titels zu bedienen, nichts richtiges gesagt hätte, so hat er doch darinnen völlig Recht, daß falsche Prämissen falsche Schlussfolgen erzeugen: nicht zwar daß der Herr Lizenziat was Neues sagte, sondern bloß deswegen, weil alle Logiken und Vernunftlehren von diesem unverbesserlichen Ariom genug angerühmet haben. Falsche Prämissen, falsche Folgen, läßt sich nun freilich ohne alle Geistesanstrengung eben so leicht nachsagen, als der Papagay sein Giebel mir zu essen! herplappert: aber, welches sind falsche Prämissen? Woran erkennt man sie? Wie prüfet man sie? — Laßt uns in der Anwendung auf die Wahrscheinlichkeiten antworten, in so fern sie die Zensur aufgehoben wissen wollen.

Wahrscheinlich ist es, dies sind die eigene Worte des österreichischen Beobachters,

ters, daß sich ein Land der Preßfreiheit nicht laut rühmen dürfe, wo die Zensur, ohne entweder nach festen Grundsätzen zu handeln, oder, ohne einmal feste Grundsätze zu haben, den Geist der Nation tyrannisirt, und im Zwang erhält.

Es käme jetzt nur darauf an, daß man wüßte, wie die Instruktion der Zensoren lautete, damit man ihr Benehmen gegen ihre Vorschrift vergleichen, und jenes durch diese rechtfertigen oder verwerfen könnte. Verordnungen, wodurch ganze Völker gerichtet, und Millionen Menschen beurtheilt werden, dürften wohl der erste Beweis von der Preßfreiheit einer Monarchie seyn: wenigstens ist eine Nation sehr schlecht beraten, wenn sie nicht einmal darüber urtheilen kann, was die Zensur veranlaßt habe, diese oder jene Schrift zu verbieten. So viel ich von andern Zensuren weiß, so haben sie alle den einfachsten Auftrag, der sich gedenken läßt: nichts wider die Religion, nichts wider den Staat, nichts wider gute Sitten in Druck kommen zu lassen.

Ob die östereichische Zensur den nämlichen Auftrag habe? lasse ich dahin gestellet seyn. Aus den Schlussfolgen lassen sich bisweilen auch die Prämissen errathen: schließt man von der Verfahrungsart der östereichischen Zensur, so muß man annehmen, daß ihre Vorschrift entweder mehrbefassend sey, oder nach der Beschaffenheit der Umstände bald überhüpft, bald angestrenget werde. Man sagt, das Recht habe eine wä. öserne Nase: als Jurist weiß ich, wie dieses zu verstehen ist: ich besorge aber fast, der nämliche Vorwurf möchte wohl die Grundgesetze der Zensur seit der Epoche der erweiterten Pressfreiheit nicht minder betreffen.

Es ist eine lächerliche Erscheinung, wenn gewisse Schriften den Monarchen selbst zum Durchlesen gegeben werden, weil sich die Zensur dieselbe weder zu erlauben noch zu verbieten getrauet. Wenn dies nicht gerade ein Mißtrauen der Zensur in sich selbst verräth; so beweist es doch so viel, daß die Zensoren gar keinen eigenen Willen haben. Haben die Zensoren Ursache, gegen
 H ihre

ihre eigene Ueberzeugung mißtrauisch zu seyn: so liegt die Ursache davon entweder in der erkannten Zweideutigkeit ihres Berufs, oder aber darinn, daß sie nicht wissen, wie sie in Absicht auf die Denkungsart des Monarchen sorgfältig genug zu Werke gehen sollen. Im ersten Fall handeln sie vielfältig gegen die Gesetze der Wahrheit, deren Gränzen sie nicht von allen Seiten kennen, folglich auch nicht wissen, wann und warum sie die Zügel bey der Bekanntmachung derselben sollen schießen lassen. Im zweiten Fall aber bestätigt sich an ihnen dasjenige, was dem Thamas Kuli-Kan sein Favorite sagte. — Man trug bey der Abendtischel ein Gerüchte von neuen Hülsenfrüchten auf. Nichts kann besser und gesünder seyn, sprach der Fürst, als dieses delikate Gerüchte. Ja, sprach der Hbfling, nichts ist besser und gesünder. Als die Mahlzeit vorbey war, merkt Kuli-Kan, daß ihm übel wird: in der Nacht darauf konnte er nicht schlafen. Nichts kann abscheulicher und ungesünder seyn, sprach er beym Wiederaufstehn, als diese Hülsenfrucht. Es ist auch wirklich

wirklich nichts abscheulicher und ungesünder, sagte der Höfling. Aber gestern dachtest du das doch nicht, versetzte der Fürst: was nöthigt dich denn, deine Meinung zu ändern? — Meine Ehrerbietung und Furcht, erwiederte der Favorit. Diesem Gerüchte kann ich ungestraft alles Böse nachsagen: ich bin deiner Hoheit Sklave, und nicht Sklave dieser Hülsenfrucht. — Der geneigte Leser wird mich der Mühe überheben, die Anwendung mit eben so viel Worten zu wiederholen.

Man erlaube mir, von der Zensur noch ein paar Worte zu sprechen.

Fragen, ob man den Menschen die Wahrheit schuldig sey? heißt mit einer dunkeln und entfernten Wendung in der Redensart fragen, ob es erlaubt sey, tugendhaft zu seyn, und das Beste seiner Nebenmenschen zu suchen? So spricht ein Schriftsteller, dessen Werke im römischen Verzeichniß verbotener Bücher sich findet: ein Schriftsteller, der nach seinem Tode noch der wohl-

weisen *rota romana* eine Strafe eintrüge, wenn seine Schriften bey einem Buchhändler in der Hauptstadt der katholischen Christenheit angetroffen würden.

Man ist den Menschen Wahrheit schuldig. Wollte ich mich auf Kirchenväter berufen, um dieses noch mehr zu bekräftigen, wenn sonst Zeugnisse von andern einen Satz im eigentlichen Verstande bekräftigen: so könnte ich mich, mit Helveten, auf den heiligen Augustinus, und auf den heiligen Ambrosius berufen. Jener sagt: Wird die Wahrheit ein Anlaß zum Aergerniß, so mag das Aergerniß entstehen, wenn nur die Wahrheit nicht Noth leidet. Dieser aber läßt sich also vernehmen: Man ist kein Vertheidiger der Wahrheit, wenn man sie nicht, so bald man sie einsieht, ohne Furcht und ohne Erröthen hinsagt. Ich bin weit entfernt zu glauben, ein Satz werde unumstößlicher, wenn er auch von Männern behauptet wird, vor deren Namen das — Heilig — pranget: meine Leser werden von diesem Irrthum eben so weit entfernt seyn, als ich

es

es bin. Ich erinnere dieses nur denen zu Lieb, welche etwa durch die reichhaltige Ausführungen ihrer Prediger zu glauben möch- ten veranlaßt worden seyn, ein heiliger Au- tor sage glaubwürdigere Dinge, als ein Au- tor von gewöhnlichem Schlage.

Man ist also den Menschen die Wahr- heit zu entdecken schuldig. Diese Verbind- lichkeit setzt die Möglichkeit voraus, sie zu entdecken und bekannt zu machen. Unter die Mittel, die Wahrheit zu verbreiten, rech- ne ich die Freiheit der Drucker-Presse.

Sobald ich annehme, daß die Preßfrei- heit ein Mittel sey, die Wahrheit auszu- breiten; so fragt es sich: Ob die Zensur nicht etwa die Absicht habe, die Ausbrei- tung der Wahrheit zu verhindern; oder, wenn sie auch nicht gerade diese Absicht hat: ob nicht etwa von ihr die Wahrheit auch gegen ihren Vorsatz und gegen ihre Bestimmung gehindert werde?

Es giebt wenige Dinge in der Welt, die nicht problematisch wären: das heißt, die Summe derjenigen Dinge, die nicht bezweifelt werden könnten, ist nicht groß. So begreiflich dieses ist, so unlängbar ist auch der Satz, daß die Zahl derjenigen Menschen äußerst geringe ist, welche im Stande wären, über Wahr und Falsch ein untrügliches Urtheil zu fällen. Man hat in den Lehren des Christenthums eine Entscheidungsquelle — die Bibel; und doch haben sich die Päbste die schimpfliche Freiheit genommen, in Gegenständen der Religion die unfehlbare Richter zu machen. Die ganze vernünftige Welt hat sich gegen diese ärgerliche Anmaßung gesträubet: alle Vernünftigdenkende sind endlich in unsern lichterern Tagen darinnen mit einander übereinkommen, daß es Geistes-tyranny und Sitzendespotismus sey, in Sachen, die von der eigenen Ueberzeugung eines Jeden abhängen, von der Ueberzeugung eines Dritten abhängig zu seyn. Man hat desto mehr Ursache in die vorgebliche Ueberzeugung eines Andern Zweifel zu setzen, je wahr-

scheinli-

scheinlicher es ist, daß er die mir angemuthete Abhängigkeit sich zu Nutzen machen werde. Die Hierarchie hat dieses ohne Zurückhaltung gethan; noch tragen Millionen Menschen die Fesseln, die sich in den dunkeln Jahrhunderten die abergläubischen Völker selbst schmiedeten, dem vorgeblichen Statthalter Christi damit ein Geschenk machten, um sich von ihm, nach seiner despotischen Willkühr, an seiner Füße Schemel anschmieden zu lassen. Die Sonne der Aufklärung erhob sich über den Horizont der gedemüthigten und verunstalteten Religion: ihre Bekenner seufzten entweder unter dem Gerassel der Bande, oder sie waren derselben schon so gewohnt, daß sie sie nicht mehr abzulegen verlangten. Indessen wurden diese sflavische Fesseln von den Klägern der Erde zertrümmert: und nun schämt man sich der Einfalt, sie so lange geschleppt zu haben. Die päpstliche Untrüglichkeit ist ein Wort ohne Sinn; die Sache selbst ist höchstens noch in den Köpfen andächtiger alter Weiber ein — Traumbild. Man zieht bey
der

der Beurtheilung religiöser Gegenstände die Quelle den trüben Pfäßen vor.

Religionswahrheiten sind nur ein Theil der Wahrheiten überhaupt. Die Vernunft ist das höchste Tribunal für beide. So lange also nicht alle Menschen mit einander über eine Sache übereinkommen; so lange ist es kein Verbrechen, für und wider dieselbe zu urtheilen. Lasse man aber auch alle Menschen über eine gewisse Frage miteinander einig seyn, so begehe ich doch kein Verbrechen, wenn ich mich durch alle gedenkbare Zweifel hindurcharbeite, um mich in ihre Ueberzeugung hineinzusetzen. Wer einen geometrisch erwiesenen Satz prüfet, macht sich nicht einmal lächerlich, weit entfernt daß er sich eines Verbrechens schuldig machte. Muß ich denn etwas glauben, weil Euklides, Archimedes, Newton, Leibnitz es sagte? Bewahre der Himmel! Ich glaube es nur deswegen, weil ich die Wahrheit von dem, was jene behaupteten, selbst einsehen kann, wenn ich streng prüfe.

Lafst uns nun wieder dahin einlenken, von wo aus wir eine Streiferey auf die Seite machten.

Da es also diesem allem zu Folge nicht Einen Sterblichen unter allen Erdenföhnen giebt, der im Stande wäre, über Wahr und Falch einen untrüglichen Auspruch zu thun: so bleibt der Fall bey jedem verbotenen Buche noch möglich, daß der Zensor durch sein Verbot die Ausbreitung der Wahrheit gehindert habe. Aber, wird mir der Zensor sagen, es ist nicht gut, daß man alle, was wahr ist, öffentlich sage. Hier könnte ich mit einer Stelle antworten, der sich nach den Schlbzerischen Staatsanzeigen ein Rechtsgelehrter in einer deutschen Reichsstadt bediente: Die Eindrücke der Wahrheit können in zweifelhaften Fällen nicht anders, als gut seyn. Sind sie aber ja widrig, so ist die Schuld wahrlich nicht dessen, der sie redete, sondern nur desjenigen, dem sie geredet wurde. Ich will aber noch näher zur Sache gehen.

Die

Die Zensur soll nach ihrer ersten Ob-
liegenheit nichts gegen den Staat im Druck
aufkommen lassen. Der Regent und die
Unterthanen machen den Staat aus. Also,
wenn Regent und Unterthanen ihrem eige-
nen Glück im Wege stehen, so muß derje-
nige schweigen, welcher diesen Widerspruch
einsieht? Wenn die Staatsverfassung besser
seyn könnte, als sie ist, so soll die Zensur
dafür sorgen, daß ja keine Verbesserungs-
vorschläge sich einschleichen? Wenn ganze
Menschenklassen Noth leiden, so sollen sie
ihren Mund feste verschließen, daß ihm ja
kein Seufzen und kein Wehklagen entchlü-
pfe? Wenn schädliche Verordnungen zum
Vorschein kommen, so muß jedermann die
Hand auf den Mund legen, und mit ehr-
erbietigen Bücklingen dem Focher einen Re-
verenz machen, von welchem sein Nacken
gedruckt wird? Wer alle diese Fragen mit
Ja beantworten kann, verdient der Sklave
eines indianischen Lamerlans, und nicht der
Unterthan eines Monarchen zu seyn, dessen
größtes Bestreben es ist, die Menschen
glücklich zu machen. Schlägt er falsche
Wege

Wege ein, dann trete der Patriot auf, und sage es seinem Monarchen, wo er fehlt. Und glücklich ist der Regent, der die Stimme des Volks nicht verachtet!

Soll etwa die Religion von den Zensoren gehütet werden? O welch eine thörichte Schildwache! Sie bewahret einen Garten, daß er mit schmackhaften Früchten von fremdem Boden, mit den merkwürdigsten Pflanzen des Auslands nicht möchte bereichert werden. Wo ist die Religion, welche über alle Zweifel erhaben wäre? Wo ist die Gottesverehrung, ausser welcher sich kein Glück und keine Wohlfahrt gedenken läßt? Wo ist die Sekte, welche nicht ihre Grundsätze für gut hält? Wenn nun aber jede Sekte auf der geraden Heerstrasse zum Himmel einherzuwandeln sich schmeichelt, wie ist es möglich, daß man bey gesunden Seelenkräften glauben kann: diese oder diese Religion sey über alle Zweifel, über alle Einwürfe erhaben? Welch unerträgliche Anmassung ist es, alle andere Menschenkinder glauben zu machen, dieses oder
dieses

dieses sey das alleinseligmachende Mittel zum Himmel? Ich erstaune bey so einem Worte. Menschen, kurzsichtige Menschen, die noch nicht einmal über die Frage richtige und befriedigende Auskunft geben können, wie es die Seele mache, wenn sie den Körper zu einer Handlung bestimme; welche noch nicht einmal den Weg durch das Nordmeer nach China haben finden können; die noch nicht wissen, ob es gegen dem unbekanntem Süden bewohnte Länder gebe, solche Menschen wollen sich des Besizes alleinseligmachender Mittel rühmen, während dem eben diese Mittel in der Anwendung gerade so verschiedene Wirkungen hervorbringen, als eine und eben dieselbe Arznei, wenn man sie Patienten von verschiedener Art reichen würde. Der Zensurzwang über Religionsgegenstände ist so schimpflich, als irgend ein anderer Zwang. Ich bin zwar wohl auch der Meinung, daß man mit Bekanntmachung selbst der vernünftigen Zweifel über diese Materie behutsam seyn müsse; nicht deswegen, als ob die Ehrwürdigkeit der Sache die Freimüchigkeit nicht lidre:

lidte: nichts ist mir ehrwürdig, von dessen
 Gewißheit und Nutzen ich noch nicht über-
 zeugt bin; aber Behutsamkeit ist nur aus
 der Ursache erforderlich, damit Leute, wel-
 che keinen Prüfungsgeist haben, nicht irre
 gemacht werden. Meines Ermessens kann
 man die Schriftsteller behutsam machen,
 ohne daß zuvor die Manuskripte von der
 Zensur verkümmelt werden. Man lasse
 nur die Autoren sich nennen: gewiß, sie
 werden bald vorsichtiger werden. Lessing
 schrieb seine Fragmente einem Wolfenbüt-
 telschen Ungenannten zu: wer weiß, ob sie
 herausgegeben worden wären, wenn er sich
 selbst als Verfasser hätte bekennen müssen?
 Die so sehr im üblen Rufe stehende Ver-
 bannung der Jesuiten aus China hätte viel-
 leicht das Licht nicht erblickt, wenn dem
 Verfasser das Infognito nicht zu Statten
 käme. Ueberhaupt aber kann gegenwärtig
 nichts mehr gegen die Religion gesagt wer-
 den, was nicht die sogenannten Ketzer der
 frühern christlichen Jahrhunderte, und die
 philosophische Skeptiker neuerer Zeiten schon
 gesagt hätten. Am allerunerträglichsten aber
 ist

ist das Verbot solcher Schriften, welche gegen die herrschende Religion eines Landes sind. Wie, ist denn die katholische Religion in den österreichischen Staaten, zum Beyspiel, oder die herrschende Religion eines jeden andern Landes, so gar über alle Zweifel erhaben, daß ihre einzelne Lehrsätze nicht sollten geprüft werden dürfen? Das Eigenthümliche an jeder Wahrheit ist, daß sie sich durch sich selbst rechtfertigt. Mit- hin kommt mir das Urtheil der Zensur über religiöse Streitschriften beynahе vor, wie das Urtheil der medizinischen Fakultät zu Paris über die Erdäpfel, welche das Verbot derselben, nachdem eine hundertjährige Erfahrung Bürge dafür war, daß sie gesund wären, wieder zurückgenommen; so wie die nämliche Fakultät auch, nach einem halben Jahrhunderte erst, die von Harvey gemachte Entdeckung vom Kreislauf des Blutes billigte.

Nun wird man wenigstens der Zensur die Befugniß noch lassen wollen, über gute Sitten ein wachsames Auge zu haben?

Nurh

Auch dieses heißt Wasser mit dem Sieb schöpfen. Die Sitten haben das Schicksal der Moden; sie sind abwechselnd. Je verständiger ein Volk ist, desto besser wird es den gesellschaftlichen Wohlstand in Acht nehmen. Derjenige würde schwerlich Beyfall erhalten, welcher die Gewohnheit der Holländer, die sich in Gesellschaften die Nasen ihrer Nachbarn mit bösen Dünsten zu beschweren, kein Bedenken machen, auf deutschen Boden verpflanzen wollte. Wunderliche Meinungen möchten wohl hie und da zum Vorschein kommen: Meinungen aber, die in sich selbst widersprechend sind, werden sobald durch die gesündere Vernunft wieder unterdrückt, als sie an das Tageslicht kommen. Und sollten wohl die Zensoren unter allen Umständen von der Sittenlehre die geläutertsten Begriffe haben?

Da also weder der Staat, weder die Religion noch gute Sitten im eigentlichen Verstande von der Pressfreiheit etwas zu befürchten haben: so wird doch wenigstens die Zensur dafür sorgen müssen, daß sich Niemand

mand an der Person des Regenten vergreife?
 — Ich wüßte eben nicht, ob dieses so
 nöthig seyn möchte. Ein Regent, der sich
 überzeugt fühlt, daß er alles, was er thut,
 dem Glücke seiner Völker zu lieb thue, ver-
 achtet den Geifer, den ihm der unzufriedene
 und unbesonnene Tadler vor die Füße speit:
 bringt die Pressfreiheit was Gutes hervor, so
 wird er dasselbe benutzen; sind ihre Produkte
 geringhaltig, so können sie ihm ohnehin gleich-
 gültig seyn. — Fürsten, die nichts zu fürch-
 ten haben, als etwa die Urtheile der Welt,
 sollen sich auch gefallen lassen, von dersel-
 ben beurtheilt zu werden. Wer wollte mit
 ihnen zurecht kommen, wenn ihnen alles völ-
 lig gleichgültig wäre? Ihre guten Beyspiele
 sollten Tugend und Rechtschaffenheit predigen;
 wer aber tugendhaft ist, und immer recht-
 schaffen handelt, findet Trost in sich selbst,
 wenn gleich die Verläumdung an ihm ihre
 Zunge reißet. Die Wahrheit hat keine Fein-
 de, als die Feinde des gemeinen Besten.
 Nur allein die Bösen widersetzen sich der Be-
 kannmachung derselben. — Ein Verbot,
 frei zu reden und zu schreiben, ist ein un-
 trügliches

krüglisches Kennzeichen, daß die Regierung, welche ein dergleichen Verbot für nöthig hält, sich ihrer eigenen Schwachheit bewußt sey, und sich derselben schäme.

Die österreichische Zensur hat einen Grundsatz, der belacht zu werden verdient. Sie ertheilt den Büchern ihren Beyfall nicht auf eine und eben dieselbe Art. Am strengsten werden die Werke durchgesehen, die in der Handschrift auf die Zensur kommen. Ich habe hie und da Manuscripte gesehen, nachdem sie von derselben wieder zurücke gekommen: ich mußte mich wundern, daß die Zensoren, die doch größtentheils Männer von Einsicht sind, sich bisweilen an kleinfügigen Kleinigkeiten stossen konnten. Die entferntesten Anspielungen auf religiöse Thorheiten wurden mit rothen Querstreichen ins Reich der Vergessenheit geschickt: hingegen werden Schriften vom Auslande zum öffentlichen Verkauf gebracht, die um neun Zehentel theurer sind. Ein gewisser Autor hatte einmal die witzseynsollende Bemerkung angebracht, man habe das neue Narrenhaus bey'm grossen

fen Spital aus dem Grunde rund gebaut, weil die Narrheit der Wiener — ewig sey. Wäre diese oder noch derbere Sottisen in auswärtigen Schriften vorgekommen, sie hätte nicht den geringsten Umstand verursacht; aber im Manuscripte wurde sie weggestrichen, obgleich in der, mit so viel Beyfall aufgenommenen Piese, der Wiener mit Leib und Seele, untersucht in einer Fäschingskinderlehre, weit anziehendere Stellen aufgetischt werden. — Ein solcher Unbestand in der Ausübung der Zensorsgrundsätze muß nothwendiger Weise eine Hauptursache seyn, warum für Oesterreich so viele Bücher im Auslande gedruckt werden. In meinen Augen verschlägt die Umschrift des Wunderthäters im achtzehnten Jahrhundert an Nepomucks, Kapelle auf der hohen Brücke, dem Geschmack und der aufgeklärten Denkungsart der Wiener weit mehr, als der Witz aus Gelegenheit des neuen Narrenhauses. Das mit einem ziemlich merkantilisch klingenden Titel versehene Monatsstück, die Musterkarte, behauptet zwar, die Wiener seyen aufrichtig genug, ihre Fehler selbst zu gestehen:

gestehen: und weil Bekenntniß des Fehlers der Anfang zur Besserung sey, so hätten sie wirklich vor andern viel voraus. Diesen Voraus will ich den Wienern durchaus nicht freitig machen: aber andere möchten vielleicht darinnen einen Voraus haben, daß sie nicht mehr so viel Fehler abzulegen, mithin auch nicht zu bekennen haben.

Ein anderer besonderer Grundsatz der Wiener = Zensur ist jener, daß man unter den erlaubten Büchern eine Rangordnung macht. Die seichteste haben die Ehre, von Wiener = Pressen gedruckt zu werden; andere, die diesen kleinlichten Vorzug in keinem so hohen Grade haben, können zwar im Lande selbst gedruckt werden; aber entweder darf der Druckort gar nicht angegeben, oder es muß ein ganz fremder Name beygesetzt werden. Es ist allerliebft, wenn man, wie zum Exempel, auf der Piese: Leben und Meinungen der Jungfer Susanna Dummpfassin, — Leipzig, bey Johann Georg Mdsle, antrifft; aber, wie schon gesagt, Wien will dem Auslande durchaus die Ehre lassen, zu erträglichen

Schriften den Namen herzugeben. Nun kommen der Reihe nach diejenigen Schriften, die das Imprimatur nicht erhalten können, folglich im Lande auch nicht verlegt werden sollen, und nur tolerirt werden.

Hier kann ich nicht umhin, der Zensur eine wohlgemeinte Weisung zu geben, die sie von einem Fremden um so weniger erwarten könnte, da man sie nur auf ihr eigenes Wohl dadurch aufmerksam machen will. Nichts ist abgeschmackter, als dem Buchdrucker aufzuerlegen, nichts unter die Presse zu nehmen, was nicht zuvor die Zensur unter der Scheere gehabt. Der Buchdrucker legt gewiß nichts auf, wenn er nicht mit seiner Waare irgend wohin weiß: nun ist aber ein Buch nöthig unnütz, wenn es nicht verkauft werden darf, und, der Regel nach, sollte nur derjenige strafbar seyn, welcher ein Buch gegen oder ohne die Bewilligung der Zensur verkauft: mithin kann ich nicht einsehen, warum es dem Drucker nicht frei stehen sollte, alles zu drucken, was von ihm verlangt wird.

Wenn

Wenn man diese widersinnige Zustimmung überlegt, so muß man entweder ein Gelächter ausschlagen, oder die verkehrte Köpfe — bedauern. Verlachenswerthes Oesterreich! du scheinst das Publikum bey dem Buchhandel eben so täuschen zu wollen, wie deine Schauspieler das Parterre. Die Illusion des Theaters geschieht vorsätzlich, um die Belustigung desto unterhaltender zu machen: das Blendwerk bey dem Buchhandel aber ist abgenöthigter Betrug. Das Theater muß täuschen, um das Publikum zu belustigen; bey dem Buchhandel muß man der Welt einen Nebel vor die Augen machen, daß das Land nicht genöthigt werde, das, was es selbst fabriciren kann, von dem Auslande zu holen. Verkehrte Patrioten! Geht einmal eure Katalogen durch; merket euch die Schriften, die im Lande selbst öffentlich angekündigt und verkauft werden, bey welchen aber die Censur gewiß die Einwilligung nie gegeben haben würde, sie im Lande drucken, und die eigene Unterthanen ihr Brod daran verdienen zu lassen: würden nicht eure meiste Pressen leer gestanden seyn, wenn

wenn nicht die abgendligste Länfchung staats-
 kläger gewesen wäre, als ein verderblicher
 Grundsatz, daß derjenige straffällig sey, wel-
 cher ein Werk verlegt, das nicht zuvor von
 Zensoren verstümmelt worden? Saget mir
 nicht etwa, man sehe durch die Finger: Ein
 Gesetz, bey dessen Strenge man durch die
 Finger sehen muß, ist der gefährlichste Fall-
 strick für den, welchen man gern in die Falle
 bringen möchte. Eine Verordnung, über die
 man sich lieber stillschweigend hinwegsetzt,
 als sie ausdrücklich vernichtet, setzet denjeni-
 gen zum willkührlichen Despoten über das
 Gesetz, der eigentlich nur der Handhaber des
 Gesetzes seyn sollte. Er vernachlässigt in
 neun und neunzig Fällen die gesetzliche Stren-
 ge, und entschuldigt sich allenfalls damit, die
 Vernachlässigung sey vortheilhafter, als die
 Vollstreckung. Wenn ihm aber derjenige
 ins Garn lauft, an dem er gerne sein Muth-
 lein kühlen möchte, dann pocht er mit Unge-
 stümm auf die Unverletzlichkeit der Vorschrift,
 und weiß nichts mehr davon, daß das Ge-
 setz, das ihm nur zur Maske dienet, um sei-

ne

ne eigene Gestalt zu verbergen, in der Ausübung schädlich werden müsse.

Endlich kommt die Reihe an die Bücher, deren Namen den Katalogus librorum prohibitorum zieren. Diese dürfen entweder nur gegen Zettel, oder bisweilen gar nicht verkauft werden. Für dergleichen Bücher gehn jährlich namhafte Summen aus dem Lande, und gleichwohl würde derjenige Buchdrucker sich der Gefahr, gestraft zu werden, bloßstellen, welcher, wenn er sie auflegte, nicht behutsam genug wäre, seine Setzer und Preßengel kein Geräusch machen zu lassen. Die größte Thorheit, deren die menschliche Schwachheit fähig ist, wird hierinnen begangen. Der unerlaubte Verkauf eines Buchs soll meinetwegen strafbar seyn; wenn nun aber der Buchdrucker eine Bestellung ausser Lands hat, warum hindert man ihn an seiner Nahrung? Warum will man es nicht leiden, daß Geld hereinkomme? Warum sieht man es nur in diesem Fall mit Gleichgültigkeit an, daß das Geld hinausgehe? Eine gewisse Sittenkommission, die
ich

ich nicht nenne, weil ich nicht gerne beleidigen möchte, wird schwerlich so mit Blindheit geschlagen gewesen seyn, als sie einen jungen Kerl mit andern unzächtigen Dirnen besichtigte, und doch gleichwohl an ihm die Spuren der Mannheit nicht entdeckte, als es jene seyn müssen, welche die Pressfreiheit also verhunzen, und die einheimische Betriebsamkeit verhindern.

Es ist noch nicht gar lange, daß eine Schrift, der zweiundvierzigjährige Affe betitelt, die oblig unverdiente Ehre genoß, in Wien ein bißchen Aufsehen zu machen, unerachtet an dem ganzen Ding nichts ist, als unzusammenhängender Unsinn, und zwischenunter schamlose Stellen, die nichts so gewiß beweisen, als daß der rittermäßige Verfasser, wofern ihn die Natur zum Mädchen gemacht hätte, zu keiner vestalischen Jungfer getaugt hätte, oder der Beerdigung bei lebendigem Leib nicht entgangen wäre. Diese Schrift war streng verboten, wurde aber eben so streng von Berlin verschrieben, weil man eine feine Satyre hinter dem Titel — suchte. Hätte ein

ein österreichischer Buchdrucker diese Schrift aufgelegt, ohne Ein Hundert Dukaten aufs Spiel setzen zu müssen: so wäre dem Lande ein hübsches Geld erspart, und noch eine hübschere Summe erworben worden.

Was sollen nun aber, wird der Leser sagen, alle diese Weitläufigkeiten beweisen? — Lediglich nichts anders, als dieß, daß die ehrenveste Zensur wirklich solche Grundsätze habe, die sich mit dem Nutzen des Landes nicht vereinbaren lassen. Wenn ich das österreichische Einfuhrverbot fremder Waaren, und die Zensurgefetze nebeneinander stelle, um zwischen beiden eine Parallele zu ziehen, die mich auf den beabsichtigten Nutzen des Landes hinführen sollte, wosfern sie die Probe aushielten; so finde ich — den handgreiflichsten Widerspruch. Der Handel mit ausländischen Waaren ist im Lande verboten, damit die inländische Fabriken die ihrige möchten verschleiffen können. Aus dem aber, was in den Wahrscheinlichkeiten stehet, und in dieser Prüfung vorkommt, glaube ich, erhelle es ganz deutlich, daß jenes Verbot schädlich sei. —

Deßer-

Oesterreich macht auf die Ehre Anspruch, die Pressfreiheit in den Schutz genommen zu haben; und doch ist seine diesfällige Begünstigung nichts anders, als ein Sporn, der das Publikum antreibt, sein Geld für Bücher aus dem Lande zu schicken, weil man in dem Lande nicht alles drucken läßt, was darinn gelesen werden darf; und weil die pedantisch-strenge Zensur solchen Manuscripten die Annahme verweigert, die man nur gedruckt vom Auslande erwartet; weil man die Druckerpressen durch die härteste Strafen schüchtern macht, diejenigen Schriften aufzulegen, welche man aus einer gewissen lächerlichen Scheinheiligkeit lieber von fremden Buchhändlern erkaufte, als daß man dem Unterthan den Vortheil vergönnte, den jene beziehen. —

Waarenverbote und Pressfreiheit sind sich hier in Absicht auf ihre Grundsätze gerade das Widerspiel. Fremde Waaren sollte man hereinlassen, um den Wettstreit zwischen den einheimischen und fremden Arbeitern zu beleben: diejenige Wettstreit, die Quelle von Wohlfeilheit und Schönheit, ersticht man durch unmäßige

mäßige Mautauflagen. Die Befugniß, die man den inländischen Fabriken zu ertheilen sucht, um sich emporzuheben, sollte man den Pressen zu Theil werden lassen, daß man nicht soviel Geld für Bücher ausser Lands zu schicken nöthig habe. Allein über den Pressen hängt das gezückte Straßschwert an einem schwachen Faden, und verkündigt Tod und Verderben jenen Frevlern, die das Geld für fremde Bücher mit Schmerzen aus dem Lande gehen sehen, das sie, von der hochberühmten Preßfreiheit nicht gehindert, selbst erwerben könnten. Ich setze dieser Reflexionen nur noch ein Merkmal meiner Befremdung hinzu, daß die Ströck, die Keßers, die Rosalino, die Blumauer, und so weiter, die doch Leute von Kopf sind, diesen wesentlichen Fehler der Zensur entweder noch nicht bemerkt haben, oder nicht bemerken wollen. Uebrigens verlangte ich nicht gerade, wie der unpartheiische Beobachter, die völlige Aufhebung der Zensur: sie soll bleiben. Aber der Monarch denkt zu hell, als daß er ihr nicht in Hinkunft ungebundenere Hände lassen sollte.

Wenn

Wenn man die Zensur kennet; so kann man sich eine untrügliche Vorstellung von der Pressfreiheit machen. Wir haben aus Beispielen gesehen, daß die Zensoren selbst keinen sonderlich großen Freiheitsgeist verrathen: nicht, als ob sie nicht selbst wüßten, was die Pressfreiheit seyn könnte, was sie seyn sollte; was sie in andern Staaten ist; wie sollte ein Baron von Swieten dieß nicht wissen? sondern bloß deswegen, weil die Umstände noch nicht so günstig sind, als sie seyn sollten. Durfte man auf lauter Schriftsteller rechnen, die dasjenige Publikum, für welches sie schreiben, kennen: so wäre nichts leichter, als die Pressfreiheit von allem Zwang zu entledigen. So lange man aber auf dieses nicht rechnen kann; so scheint immerhin noch eine Mittelsperson nöthig zu seyn, welche Schriftsteller und Leser näher zu einander zu bringen sucht.

Es giebt wohl bisweilen Fälle, wovon man nicht so ganz im klaren ist, ob man eine Schrift erlauben, oder sie verbieten solle. In solchen Kollisionsfällen aber sollte immer für die Pressfreiheit erkannt werden. Als vor einigen Jahre die Schrift: Freymüthige Betrachtungen über das Christenthum der theologischen Fakultät zu Halle, zur Zensur vorgeleget wurde, und diese den Druck verweigerte; so fand der König für gut, denselben zu erlauben, weil er ein Beförderer der Pressfreiheit ist, und etwa geglaubt haben möchte, die Fakultät sei partheiisch zu Werke gegangen. Es ist überhaupt wunderbar, sich in theologischen Materien an das Urtheil der Theologen allein binden zu wollen. Sie sind für das System, an welches sie gewöhnt worden sind, viel zu sehr eingenommen, als daß sie jenen Schriften günstig wären, welche ihnen was Neues beybringen wollen; dessen nicht zu gedenken, daß jezuweilen auch ihr Interesse auf die Spitze gestellet wird. Die bekannte, vielleicht auch nur zu wenig bekannte, Briefe über die Bibel im Volkston müßten manchen treueisrigen Seelenhirten,
den

dem es etwa eher um die Wolle als um die Schafe zu thun seyn möchte, einige Thränen gekostet haben. Und sicher haben seine Eminenz, des Herrn Kardinal = Erzbischofs Migazzi, Hochfürstl. Gnaden, einige Jahren der Wehmuth geweint, als sie seit einigen Jahren dem Pfaffeninteresse so nahe an die Wurzel graben sahen, und Dero würdigen Namen selbst in den katholischen Fantasten = und Prediger = Almanach neben andern verdienten Gliedern im Reich des Aberglaubens und der Geistesblödigkeit eingetragen finden mußten. Hätte es in solchen Fällen bey der sehr ehrwürdigen Geistlichkeit allein gestanden, die Preßfreiheit zu leiten, wir hätten sicher die Briefe Braschis, des hundert ein und fünfzigsten Nachfolgers Hildebrands, an den Bischof zu Briven wegen der Bulle unigenitus; die Antworten auf die Fragen der hungarischen Bischöfe, und vorzüglich den Auftrag an den Erzbischof von Mohilow, daß er beschwören solle, jene mit allen Kräften zu verfolgen, ja daß er nicht eher ruhen wolle, bis jene gänzlich ausgerottet sind, die den Herrn Erzbischof sammt seiner Religion

aus

aus Gnaden in ihre Staaten aufgenommen,
— nicht zu lesen bekommen.

Mir ist schon oft, wenn ich über Zensur, Pressfreiheit und Schriftsteller nachdachte, ein ganz neues Plänchen in den Kopf gekommen, daß ich meinen Lesern um so weniger vorenthalten kann, als es den Vorschlag der Wahrscheinlichkeiten, die Zensur gänzlich aufzuheben, zu Grunde richtet. — Alle Künstler haben theils ihre Zünfte, theils ihre geschlossene Gesellschaften, worein derjenige nicht kommen kann, welcher nicht in ebendasselbe Fach gehdret. Nur allein die Schriftsteller, diese wichtigste Werkzeuge, die Aufklärung eines Landes emporzuheben, oder niederzudrücken, diese gehen unbekannt und ungeachtet herum; sie kennen sich einander gemeiniglich selbst so wenig, als sie von andern erkannt werden. Es fehlt ihnen der esprit du corps, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, das gemeinschaftliche Interesse. Jezuweilen nimmt zwar einer für alle andere das Wort, wie es, zum Beispiel, damals geschehen, als der Edle von Schönfeld sich und den ed-
len

len Wohlstand so weit vergaß, daß er allen Autoren, ohne Ausnahme, Verbrechen aufzählere, die er vielleicht nur einigen wenigen hätte erweislich machen können: hier hatte das Schriftstellerkollegium einen öffentlichen Sprecher, der die gemeinschaftliche Nothdurst, der abgenöthigte Vernehmlassung vor das ehrwürdige Tribunal des Publikums brachte. —

Man solle demnach die Verfügung treffen, daß alle diejenige, welche Autorsberuf zu haben glauben, ihre Namen anzugeben hätten. Die Zensur würde die Vorsteherchaft dieser gelehrten Republik ausmachen, und auch ihre gerichtliche Instanz abgeben, woffern sich Jemand aus ihrer Mitte gelüsten ließe, gefährliche Grundsätze zu verbreiten, oder persönliche Beleidigungen anzustossen. —

Publizität ist ein Vorzug unserer Zeiten. Furcht vor Schande nähret den Ehrgeiz. So wie Monarchen und Unterthanen in den Gleisen des Anstandes erhalten werden können,

nen, weil beide beständig Gefahr laufen, daß ihre Handlungen, wosern sie schlecht und niedrig sind, der Welt kund gemacht werden: also ist es auf der andern Seite auch billig, daß diejenige, welche sich zum Geschäft machen, Publizität durch die Pressfreiheit zu besördern, selbst auch aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, wenn sie freventliche Beleidiger der Wahrheit sind: auch diese sollen sich vor der Publizität zu fürchten haben, bey welcher sie die Handlanger sind. — Aus diesem würde folgen, daß man von jeder im Lande geschriebenen und gedruckten Schrift den Verfasser erfahren könnte, wenn dem öffentlichen Wohl daran gelegen wäre, ihn zu wissen. Damit aber Niemand unndthiger Weise abgeschröckt werden möchte, sein Talent an den Tag kommen zu lassen, so hätte die Zensur sonst keinen Beruf, als daß sich bey jeder neuen Schrift der Verfasser zu erkennen zu geben hätte, entweder bey der Zensur selbst, die ihn kennen lernte, wenn er zuvor noch nicht bekannt wäre, oder bey dem Verleger, damit dieser auf alle Fälle sich ausweisen könnte. Ich weiß es zwar wohl,

daß dieses manchem würdigen und minderwichtigen Autor eine Beschwerde scheinen könnte. Allein, was ist leichter, als die Auskunft? Jeder Buchhändler und Buchdrucker erhält von der Zensur das Verzeichniß der Schriftsteller: meldet sich ein Inhaber eines Manuskripts, so hat er dem Verleger seinen Namen anzuzeigen. Dieser sieht sofort in seinem Verzeichnisse nach; findet er diesen seinen Namen, und ist er überzeugt, daß es kein erdichteter Name ist: so kann er sein Manuskript ohne weiters zum Druck befördern, und, wenn der Verfasser ohne Ursache nicht bekannt seyn will; so wird sein Name verschlossen bey der Zensur hinterlegt, der nicht eher entsiegelt wird, bis ein zureichender Grund dieses nöthig macht. Diese Vorsicht dürfte die Federn viel behutsamer machen, und das Publikum vor schlechten Schriften bewahren. Mancher würde sich besinnen, seinen Namen dem ehrwürdigen Gelehrtenkollegium einverleiben zu lassen; und weil er ausser diesem als Schriftsteller nicht zu Sitz und Stimme gelangen könnte, so dürfte wohl bisweilen ein elehrter Embryo,

bevor

bevor er das Reich der Makulatur vermehrte, beym Aufkeimen schwindſüchtig werden. Wie wichtig dieſer Gewinnſt für das Publikum wäre, läßt ſich beſſer fühlen als ausdrücken.

Nichts iſt an den ganzen Wahrſcheinlichkeiten richtiger, als die Schlußfolge des ſieben und zwanzigſten Paragraphen: die ſtrenge Zenſur hindert den Buchhandel. Aber, wie konnte ſich der unpartheiſche Beobachter ſo weit vergeſſen, daß er glaubte. Deſterreich würde weit beſſere Schriften zur Meſſe bringen, wenn die Zenſur weniger ſtreng wäre? Glaubte er denn, die Zenſur zapfe den Gelehrten den Nervenſaft ab? Dieß thut ſie nun eben ſo wenig, als wenig ſie im Stande iſt, jenen geſundes Hirn einzupropfen, denen Mutter Natur ihre Mitgaben — auſſer dem Cerebellum anhängte. Wenn Deſterreich ſeither noch keine wichtige Schriften geliefert; ſo kann ich unmöglich annehmen, daß die Zenſur davon die Schuld trage. Was kann der Gerichtsdiener dafür, wenn der Gefangene unter den Ketten lahm gewor-

geworden, und nun nach abgenommenen Fesseln keinen Käufer mehr abgibt? Freiheit befördert zwar die Gelehrsamkeit: aber sie macht nicht an sich allein schon Gelehrte.

Die Herren Autoren werden erwarten, daß ich ihnen einen Trostbalsam in dieser Prüfung mitzutheilen gesonnen sei: allein, würdige Schriftsteller werden den dreißigsten Paragraphen der Wahrscheinlichkeiten ohne Erröthen lesen: die übrige aber? — O, diese werden ihn auch lesen, und — schlechte Scribler bleiben. Uebrigens möchte ich wissen, wie denn der anpartheiische Beobachter dazu gekommen, den Herrn Johann Friedel, so unsanft an den Haaren herumzuzerren? Ich werde mich wohl schwerlich irren, daß dieser würdige Mann Seite 198 und 199 ausschließungsweise verstanden sei. Daß doch dieser Herr Johann Friedel von vielen seiner Mitarbeiter am Werke der Aufklärung so unsanft an dem Bart gezupft wird. Kaum war die Schinkische Epistel an ihn ein wenig verbracht, worinnen er so nachdrücklich gerüttelt wurde, so trat der Berliner Briefsteller auf
und

und machte ihn vor aller Welt lächerlich. Ein andersmal reizte ihn ein Schwabe im Neujahrs-geschenk für die Herren Wienerautoren. Friedel schimpft, und wird in der Rechtfertigung noch weiters gedemüthigt. Nun halten es gar vollends die Wahrscheinlichkeiten nicht unter ihrer Würde, diesen verdienten Mann herabzuwürdigen! Lernen Sie hieran, mein Herr Friedel, daß man nicht alle Zeitungsblätter dazu misbrauchen müsse, seine Galle öffentlich anzulassen. Dieß haben Sie schon oft gethan: auf Sünde aber muß Strafe folgen!

9.

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, meine Prüfung kürzer zu fassen, und darinnen die Wahrscheinlichkeiten in einigen Punkten zu wider-

der-

derlegen. So nimmt man sich aber bisweilen
 etwas vor, und der Vorsatz geräth ins Stecken.
 Ich habe mich bey der Prüfung länger aufgehal-
 ten, als ich anfangs gemeint war: und wie
 konnte ich da widerlegen, wo die reine Wahr-
 heit überall hervorleuchtet? Indessen möch-
 te es doch manchem Leser nicht unwillkom-
 men seyn, daß ich einige Gegenstände nä-
 her beleuchtet habe. Sollte der Sinn des
 Verfassers nicht getroffen seyn: so stehet es
 ihm frei, diese angemaste Auslegung zu wi-
 derlegen. Sein Stillschweigen aber soll mir
 das Signal seiner Genehmhaltung seyn. —
 Hiemit empfehle ich mich dem österreichischen
 Publikum, mit der geflissentlichen Bitte, über
 meine Bereitwilligkeit, mich ihm gefällig zu
 machen, ja nicht misvergnügt zu seyn, da-
 mit an ihm nicht erfüllet werde, was der
 Poet sagt:

— — Video meliora proboque,
 Deteriora sequor. — —

